

Soziologie

Aus dem Inhalt

- Peter Bescherer, Dietmar Wetzel:
Öffentlicher Raum braucht öffentliche Soziologie
- Peter L. Berger:
Im Strudel der Flüchtlingskrise
- Jan-Felix Schrape:
Soziologie als ›Marke‹
- Ivo Windrich:
Mathematikkenntnisse von Soziologiestudierenden

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 3 • 2016

Herausgeber im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Georg Vobruba (verantwortlich im Sinne des Presserechts).

Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig,
Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig,

E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/9735 648 (Redaktion) oder -641
(G. Vobruba), Fax: 0341/9735 669.

Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Stephan Lessenich, Ludwig-Maximilians-Universität München,
Institut für Soziologie, Konradstraße 6, D-80801 München,

E-Mail: stephan.lessenich@uni-muenchen.de.

Vorstands- und Vorsitzarbeit: Dr. Sonja Schnitzler,

Kulturwissenschaftliches Institut NRW, Goethestraße 31, D-45128 Essen,

E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax 0201/72 04 111.

Schatzmeisterin: Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund,

Fakultät 12: Erziehungswissenschaft und Soziologie, Emil-Figge-Straße 50,

D-44227 Dortmund, E-Mail: nicole.burzan@fk12.tu-dortmund.de,

Tel.: 0231/ 755 7135, Fax: 0231/755 6509.

Aufnahmeanträge auf der Homepage der DGS: <http://www.soziologie.de>

Soziologie erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals. Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst in CSA Sociological Abstracts (San Diego) und SOLIS (Bonn).

Campus Verlag GmbH, Kurfürstenstraße 49, 60486 Frankfurt am Main, www.campus.de

Geschäftsführung: Marianne Rübemann

Programmleitung: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Anzeigenbetreuung: Stefan Schöpfer, 0 69/97 65 16-32, schoepper@campus.de

Abonnementbetreuung: HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice, Holzwiesenstraße 2,
72127 Kusterdingen, E-Mail: journals@hgv-online.de, Tel: 07071 9353-16, Fax: -3030

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:

Jährlich erscheinen vier Hefte. Jahresabonnement privat 70 €;

Jahresabonnement Bibliotheken/Institutionen 110 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel);

Jahresabonnement Studenten/Emerit 30 €.

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2016

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH

ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial	253
-----------------	-----

Soziologie in der Öffentlichkeit

Peter Bescherer, Dietmar Wetzel

Öffentlicher Raum braucht öffentliche Soziologie	255
--	-----

Stefan Hirschauer

Toilettenikonografie.

Eine Bildbeschreibung der Gesellschaft der DGS	267
--	-----

Identität und Interdisziplinarität

Peter L. Berger

Im Strudel der Flüchtlingskrise	271
---------------------------------------	-----

Jan-Felix Schrape

Soziologie als ›Marke‹	279
------------------------------	-----

Forschen, Lehren, Lernen

Ivo Windrich

Mathematikkenntnisse von Soziologiestudierenden	294
---	-----

DGS-Nachrichten

Veränderungen in der Mitgliedschaft	318
---	-----

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektion</i> Familiensoziologie	325
---	-----

<i>Sektion</i> Organisationssoziologie	328
--	-----

<i>Sektion</i> Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse	331
---	-----

Nachrichten aus der Soziologie

Hubert Knoblauch In memoriam Thomas Luckmann	335
Rolf G. Heinze In memoriam Thomas Olk	342
Call for Papers	346
Prekarisierung Unbound	
Tagungen	349
Research into Europeanization Conference: European Encounters, Politics, and Higher Education	
Autorinnen und Autoren	351
Abstracts	353

Solange es so etwas wie Kapitalismus gibt,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

muss es auch so etwas wie Sozialdemokratie geben.

Kapitalismus ist ein zentral auf Konkurrenz eingestelltes System, das einerseits stark bei der Herstellung individuellen materiellen Wohlstands, andererseits schwach bei der Bereitstellung von Kollektivgütern ist. Insbesondere ist es schwach bei der angemessenen Verteilung des Wohlstands und darum bei der Bereitstellung des Kollektivguts »Stabilität des Kapitalismus«. Sozialdemokratie ist ein politisch über mehr als ein Jahrhundert fortgeschriebenes Rahmenkonzept für eine Politik, die zu Gunsten der Schwächeren in die Primärverteilung eingreift, den Kapitalismus damit zugleich ändert und erhält.

So. Jetzt lässt sich spezifizieren, was mit dem Wort »muss« hier gemeint ist. Ich schlage vor, es im Sinne eines schwachen Funktionalismus zu verstehen und zu fragen: Was passiert, wenn der Kapitalismus die Sozialdemokratie abschüttelt, oder die Sozialdemokratie den Kapitalismus im Stich lässt? Wenn die Eingangsbemerkungen zutreffen, kann die Antwort nur zu der Hypothese führen: Ohne so etwas wie Sozialdemokratie ist vermutlich das Kollektivgut »Stabilität des Kapitalismus« gefährdet.

Zusammenhänge zwischen Kapitalismus und Sozialdemokratie im Rahmen eines solchen schwachen Funktionalismus zu analysieren, hat mehrere Vorteile. In erster Linie erschließt sich ein weites soziologisches Forschungsfeld. Warum setzen sich weder die Interessen der unmittelbar Benachteiligten, noch das breite Unbehagen an der gegenwärtigen Einkommens- und Vermögensentwicklung, noch die Einsicht der vom Kapitalismus unmittelbar Begünstigten in die funktionale Notwendigkeit sozialdemokratischer Politik in sozialdemokratische Politik um? Welche Wirkungen haben diese Faktoren denn sonst? Bewirken sie überhaupt etwas? Gehen sie ins Leere oder werden sie zu Impulsen, die in andere Richtungen wirken und anderen politischen Kräften nützen? Darüber hinaus ermöglicht diese Art von Fragen, Interessen statt Bekenntnisse zu Werten ins Zentrum der soziologischen Beobachtung der Sozialdemokratie zu rücken.

Das hat den Vorteil, dass man die sozialdemokratische Werterhetorik nicht soziologisch verdoppelt, sondern zum Untersuchungsgegenstand machen kann. Ebenso lässt sich der Vermutung nachgehen, dass Werte in der Parteipolitik nur bedingt brauchbar sind. Für dominante Parteien kann ihr Bekenntnis zu Werten als sinnvolle Selbstverpflichtung wirken. Parteien in schwachen Positionen geraten mit Wertbekenntnissen leicht vor tragische Alternativen, sobald sie politische Kompromisse eingehen müssen: Entweder die Werte verraten oder mit den Werten untergehen. Dazu kommt, dass man am Beispiel der Sozialdemokratie die Vermutung testen kann, dass Werte oft Chiffren für nicht durchsetzbare Interessen sind. Von hier führt ein kurzer Weg zu der grundlegenden soziologischen Frage, welche Rolle Werte überhaupt in der Politik spielen können.

Es ist empfehlenswert, sich bei all diesen Fragen von einer Art methodischer Nicht-Identifikation leiten zu lassen und die Sozialdemokratie einfach als ein interessantes soziologisches Forschungsobjekt zu nehmen. Das hat den Vorteil, dass man weder dafür noch dagegen sein muss und Untersuchungen ohne persönliche Parteinahme verfolgen kann: Also weder für eine Partei Partei zu nehmen, noch sich von einer Partei vereinnahmen zu lassen. Wobei die Sozialdemokratie diesbezüglich eine Rückkoppelung eingebaut hat. Gegen Beratung von Leuten ohne Stallgeruch ist sie ohnehin resistent.

Das alles klingt nach einer affirmativen Wendung des alten Vorwurfs, die Sozialdemokratie sei der Arzt am Krankenbett des Kapitalismus. Ich weiß. Aber ehe man diesen Vorwurf erneuert, bedenke man: Der Vorwurf ließ sich plausibel nur vor dem Hintergrund der Erwartung formulieren, dass nach dem Kapitalismus etwas Besseres kommen werde. Leider findet man solche Erwartungen nur noch in der Aktenablage der Geschichte. Ein distanziert-nüchterner Blick auf einen Kapitalismus ohne Sozialdemokratie zeigt: Nach dem Kapitalismus kommt ein üblerer Kapitalismus. Einer, der schlechter funktioniert und vielen weniger bietet. Vermutlich.

Ihr

Georg Vobruba

Öffentlicher Raum braucht öffentliche Soziologie

Aus einem Forschungsprojekt zu urbaner Sicherheit

Peter Bescherer, Dietmar Wetzels

Alexander Mitscherlichs Buch über »Die Unwirtlichkeit unserer Städte« (1965) hatte in den 1960er Jahren nicht nur enorme Verbreitung gefunden. Der Autor wurde auch zum gefragten Berater für Stadtentwicklungsprojekte. Im Rückblick kritisierte er seine Tätigkeit jedoch als Alibi für Verwaltung und Immobilienwirtschaft, so weiterzumachen wie bisher. Muss anwendungsorientierte Stadtforschung so enden? Anhand unserer Erfahrungen in einem Forschungsprojekt zu urbaner (Un-)Sicherheit¹ diskutieren wir im Folgenden Fragen des Praxistransfers stadtsoziologischer Befunde: Was wird wissenschaftlich beansprucht, was kommunalpolitisch erwartet; welche Hemmungen, Kompromisse, Abhängigkeiten und wissenschaftspolitischen Erwägungen gehen mit dem Arbeitsbündnis zwischen Forschung und Praxis einher? Für diese Diskussion greifen wir auf Michael Burawoys (2015) Unterscheidung der vier Soziologien zurück und erkunden die Möglichkeiten und Grenzen der anwendungsorientierten Soziologie. Dabei nehmen wir den Standpunkt der öffentlichen Soziologie ein. Denn, so unsere Überlegung, insbesondere als Stadtsoziologie wird die Soziologie zur Öffentlichkeit getrieben, ist doch öffentlicher Raum für die Stadt ebenso konstitutiv wie umkämpft. Gerade mit Blick auf unsere Forschung unter

¹ Es handelt sich um das BMBF-geförderte Forschungsprojekt VERSS. Das Akronym steht für »Verteilung von Sicherheit in der Stadt«. Der vollständige Projekttitle lautet: »Aspekte einer gerechten Verteilung von Sicherheit in der Stadt«. Siehe auch www.verss.de

Gruppen des zivilgesellschaftlichen und bewegungsförmigen Engagements sehen wir unsere Position als Herausforderung an, professionelle Standards, Auftrag des Förderers, kritisches Selbstverständnis und partizipative Ansprüche auf Öffentlichkeit zu vermitteln.

Wir legen unseren Überlegungen folgende (Doppel-)These zugrunde: Urbane Sicherheit braucht öffentlichen Raum und öffentlicher Raum braucht öffentliche Soziologie. Nachdem wir diese These erläutert haben (1.), prüfen wir, wie sich die von Michael Burawoy konzipierte Arbeitsteilung (professionelle, kritische, anwendungsorientierte und öffentliche Soziologie) zu unseren Projekterfahrungen verhält (2.). Den Anspruch auf das Prädikat öffentliche Soziologie wägen wir daraufhin gegen theoretische Einwände ab, die sich am Begriff des öffentlichen Raums festmachen (3.). Abschließend resümieren wir gewissermaßen die Anwendungsbedingungen der öffentlichen Soziologie in der anwendungsorientierten Soziologie (4.).

1. Urbane Sicherheit und öffentliche Soziologie

In unserer Studie untersuchen wir kommunalpolitische Maßnahmen zur Herstellung von Sicherheit sowie ihre Wahrnehmung und praktische Herausforderung seitens engagierter Bürger_innen und sozialer Bewegungen. Unter urbaner Sicherheit verstehen wir ein umkämpftes Feld, auf dem sich disparate Ansprüche begegnen. Das zugrundeliegende Verständnis von Sicherheit geht über kriminalpräventive Maßnahmen hinaus; es umfasst ebenso die Eindämmung so genannter *Incivilities* (Hundekot, Müll, Vandalismus und andere Anzeichen vermeintlicher Unordnung unterhalb der Kriminalitätsschwelle), Fragen des Gesundheits- und Umweltschutzes, die nachbarschaftliche Integration und kommunale Daseinsvorsorge oder aber die »Versicherheitlichung« (Wæver 1995) selektiver Interessen und Lebensstile (das heißt die Konstruktion von Bedrohungen, die bestimmte Vorgehensweisen notwendig erscheinen lassen). Wenn Sicherheit das Ziel ist, müssen wir annehmen, dass Unsicherheit das Problem darstellt. Dass es sich nicht ganz so einfach verhält, rührt aus der ambivalenten Verschränkung von Stadt und Unsicherheit her. Entstanden als Orte der Zuflucht und Sicherheit vor unbewältigter Natur, Krieg und feudaler Herrschaft (»Stadtluft macht frei«), bildeten die modernen Städte seit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert spezifische Unsicherheiten aus, die bis heute

prägend sind. Diese Unsicherheiten bestehen in mindestens dreierlei Hinsicht. Ökonomisch bedingte Unsicherheiten resultieren aus der Ansiedlung und Verdichtung von Produktionsstätten. Sie bringen nicht nur Beschäftigungsrisiken mit sich, sondern auch Gefahren für Gesundheit und Umwelt; mit der Bedeutung der Städte für die Kapitalakkumulation wächst eine störanfällige Infrastruktur für Mobilität, Kommunikation, Energieversorgung etc. Eine zweite Gruppe von Unsicherheiten lässt sich als sozialräumlich klassifizieren. Darunter sind die mit städtischer Segregation verbundenen Ängste und Unsicherheiten zu verstehen. Von (sozialer, existenzieller) Unsicherheit sind zunächst die sozial und ökonomisch marginalisierten Bewohner_innen segregierter Stadtteile betroffen, darüber hinaus aber auch andere Stadtbewohner_innen, die als gefährlich markierte Quartiere meiden. Bei dieser letztgenannten Verunsicherung handelt es sich häufig um eine Zuschreibung, sie kann aber auch real sein, sofern sich Ausschluss in Selbstausschluss und politische Radikalisierung wandelt; die Debatte über den so genannten *homegrown terrorism* in Paris/Saint-Denis oder Brüssel/Molenbeek zeugt davon (Keller 2015). Drittens schließlich sind Städte Orte politisch induzierter Unsicherheit, da sich hier Regierungen, Banken und Konzerne befinden, die immer wieder zum Gegenstand von Protesten werden, so dass auch die unbeteiligten Stadtbewohner_innen ihren Alltag als gestört empfinden und, sofern sie sich auf die Protestinhalte einlassen, ihre Werte hinterfragt sehen.

Die skizzierten Unsicherheiten müssen unseres Erachtens als höchst ambivalent beschrieben werden. Denn sie werden – obgleich in sozial differenzierten Formen – nicht nur als bedrohlich, sondern zugleich auch als herausfordernd und reizvoll empfunden und sind Anlass zur Horizonterweiterung und Hinterfragung vermeintlicher Selbstverständlichkeiten. Gewährleistung urbaner Sicherheit bedeutet deshalb nicht zuletzt die Stärkung der Stadtbewohner_innen im Umgang mit Unsicherheiten und die Ausbildung von Unsicherheitskompetenz. Der öffentliche Raum als Arena von Fremdheit, Differenz, Konflikt und demokratischer Verhandlung von Fragen gesellschaftlicher Relevanz (gerade von Sicherheitsfragen, die ja häufig mit Verweis auf ihren »Ausnahmecharakter« der Debatte entzogen werden) ist dafür unbedingt notwendig. Denn aufgrund inkongruenter sozialer Kreise (Simmel 1995) und »unvollständiger Integration« (Bahrdt 1961: 68) bildet er, zumindest der Idee der tradierten stadtsoziologischen Theorie zufolge, Mentalitäten der Toleranz und der Akzeptanz gegenüber dem Fremden und Unbekannten aus.

Im Sinne dieses Zugangs, der nicht einfach Sicherheit als das Gegenteil von Unsicherheit setzt, ist urbane Sicherheit auf den öffentlichen Raum angewiesen. Die beschriebenen Qualitäten des urbanen Raums unterliegen dem Wandel und der Bedrohung durch Vermarktlichung und Regulierung wie auch durch endogene Entwicklungen, also den Rückzug der Stadtbewohner_innen, die Fremdheit nicht als Differenz erfahren, sondern als Bedrohung erleben. Insofern öffentlicher Raum in der Regel mit Gemeingebrauch verbunden ist, stellt darüber hinaus die Privatisierung kommunaler Flächen ein Problem dar. Denn über die Priorisierung kommerzieller Interessen wird die Zugänglichkeit des öffentlichen Raums eingeschränkt und seine soziale Heterogenität tendenziell reduziert. Bezüglich der Sicherheitsproblematik lässt sich eine Verschiebung des Problematisierungsmusters von Gefahr zu Risiko beobachten (Ewald 1998). Damit verbunden ist die Absicht der kontext- und raumspezifischen Verringerung von Tatgelegenheiten sowie die Definition entsprechender Indikatoren und Risikogruppen. Die Folge sind verstärkte Überwachungs- und präventive Regulierungsmaßnahmen, die schon dann zur Anwendung kommen, wenn bestimmte Phänomene an einem Ort statistisch miteinander korrelieren (Herkunft, Einkommen, polizeilich gemessene Kriminalität etc.) und die eine prinzipiell endlose Suche nach Anzeichen für zukünftig wahrscheinliche Abweichungen in Gang setzen. Wenn auch der öffentliche Raum durch solche Strategien nicht direkt gefährdet ist – schließlich finden sich immer wieder Wege, Kontrollmaßnahmen zu unterlaufen –, kann er doch zur Projektionsfläche für soziale Ängste werden, die keinen anderen, gesellschaftlich akzeptierten Ausdruck finden (Siebel, Wehrheim 2004).

Die öffentliche Soziologie steht diesen Tendenzen der Einschränkung des öffentlichen Raums entgegen. »Der einzige Wert, an dem öffentliche Soziologie festhalten sollte, ist der Wert der öffentlichen Diskussion, die Verteidigung des öffentlichen Raums und dessen Grundlagen in der Zivilgesellschaft.« (Burawoy 2015: 31) Von der professionellen, kritischen und anwendungsorientierten Variante unterscheidet sich die öffentliche Soziologie durch ihre Orientierung auf nicht-akademische Zielgruppen und die Reflexion auf den gesellschaftlichen Nutzen der Wissenschaft. Sie versteht sich als Teil einer Bewegung zur Stabilisierung und Ausdehnung der Sphäre *jenseits von Staat und Markt* und der Stärkung von Kräften der gesellschaftlichen Selbstorganisation. Der Bezug zur Öffentlichkeit unterscheidet sich vom Bezug zur Fachwelt durch das Interesse an der Vermittlung von Orientierungswissen, nicht an der Lösung fachlicher Probleme, und an

der Erklärung von falsch oder nicht verstandenen Alltagsphänomenen statt der Suche nach Forschungslücken. Die Form der Präsentation soziologischer Befunde spielt hier im Vergleich zum Inhalt eine größere Rolle als in den anderen Soziologien. In ihrer traditionellen Form ist die öffentliche Soziologie Aufklärung, etwa am Tag der offenen Tür, der langen Nacht der Wissenschaft oder dem Kommentar in der Zeitung. Die *organische* öffentliche Soziologie wendet sich hingegen nicht allgemein an die Öffentlichkeit, sondern an spezifische Öffentlichkeiten, mit denen sie in einen Prozess wechselseitigen Engagements tritt. Welche Erfahrungen wir mit den vier Soziologien in unserem aktuellen Forschungsprojekt machen, ist Gegenstand der weiteren Ausführungen.

2. Soziologische Arbeitsteilung im Praxistest

Bevor wir auf die vier Soziologien im Kontext unserer Forschungserfahrungen näher eingehen, stellen wir das Projekt kurz vor. Hinter VERSS verbirgt sich die Suche nach »Aspekten einer gerechten Verteilung von Sicherheit in der Stadt«. Wir forschen dabei am Internationalen Zentrum für Ethik in den Wissenschaften der Eberhard Karls Universität Tübingen mit anderen wissenschaftlichen Institutionen in Wuppertal, Berlin und Tübingen. Die Schwerpunkte der anderen Teilprojekte liegen auf Fragen der Kriminalprävention, der milieuspezifischen Vulnerabilität und des Vertrauens in Nachbarschaft und Institutionen. Methodisch betrachtet nutzen wir teilnehmende Beobachtungen, Interviews, aber auch quantitative Befragungen. Der Ausgangspunkt für das gesamte Projekt ist ein philosophisch-ethischer. Wie im Projekttitel bereits anklingt, haben wir Verteilungsfragen im Blick. Allerdings hat sich dieser anfängliche Fokus um Formen sozialer Teilhabe erweitert. Dabei spielen Anerkennungsprozesse (Wetzels 2010), das »Recht auf Rechtfertigung« (Forst 2007) und Partizipation zusätzlich eine wichtige Rolle (Bescherer, Wetzels 2016). Ein praktisches Ziel besteht in der Erstellung von Leitlinien für die gerechte(re) Verteilung von Sicherheit in der Stadt. Wir unterteilen diese Leitlinien in allgemeine und konkretere Punkte im Sinne von *points to consider*; es sollen also keine klassischen Handlungsempfehlungen sein.

Im Folgenden stellen wir nun Bezüge unseres Projektes zu den von Michael Burawoy thematisierten vier Soziologien her.

Bezüge zur angewandten Soziologie

Der Bezug zur angewandten Soziologie besteht in mindestens zweifacher Hinsicht: Erstens zeigt er sich durch die empirische Beforschung der Städte Wuppertal und Stuttgart. Explizit wird hier der Anwendungsbezug durch die Nachfrage nach soziologischer Expertise von Seiten der lokalen Stadtpolitik sichtbar. Zweitens manifestiert sich die Notwendigkeit des Praxisbezugs durch das Erstellen von Leitlinien. Die angewandte Soziologie legitimiert sich laut Burawoy über die Norm der Effektivität, im vorliegenden Fall durch den Bezug zum Auftraggeber, der ebenso wie die beiden beteiligten Städte ein handfestes, das heißt verwertbares Ergebnis erzielen möchte (Burawoy 2015: 74). Alle drei wollen aus der Forschung Nutzen ziehen, aber dann doch auf unterschiedliche Weise. Während der Auftraggeber eine Erfüllung aller Meilensteine unter möglichst effizientem Ressourceneinsatz verwirklicht sehen möchte, sind die Städte (und insbesondere die so genannten Ordnungs- bzw. Sicherheitspartnerschaften) an den Leitlinien interessiert, die ihnen im besten Fall helfen, ihre Städte sicherer zu machen. Sowohl aus der Sicht des Auftraggebers als auch aus der Perspektive der Städte können dabei die Ansprüche der professionellen Soziologie, denen wir als Wissenschaftler_innen genügen müssen, in den Hintergrund rücken, da die effektive Umsetzung und der Praxisbezug als viel entscheidender betrachtet werden.

Bezüge zur professionellen Soziologie

Die professionelle Soziologie zeichnet sich durch einen Rückgriff auf Theorien, Konzepte und Methoden aus. Aus dem Arsenal der Möglichkeiten gilt es sinnvoll auszuwählen, was nicht immer einfach ist, aber gelingt, wenn vor allem gegenstandsbezogen geforscht wird. Anders gesagt: Theorienpluralismus muss nicht eine Schwäche sein, sondern kann gerade eine Stärke der Soziologie ausmachen. Kompliziert wird die Sachlage in unserem VERSS-Projekt jedoch insbesondere durch den Faktor Interdisziplinarität. Wir versammeln im Projekt Forscherinnen und Forscher aus der Philosophie, Politikwissenschaft, Rechtswissenschaft, Soziologie und Theologie. Der Sozialpsychologe Harald Welzer bemerkte zu den Schwierigkeiten interdisziplinären Arbeitens vor einiger Zeit: »Die Grundregel, die vor dem gemeinsamen Betreten eines Forschungsfeldes strikt beherzigt werden muss,

lautet: Nie über Grundsätzliches sprechen – keine erkenntnistheoretischen, begrifflichen, keine im weitesten Sinn philosophischen Probleme aufwerfen. Interdisziplinarität funktioniert nur pragmatisch, in der exakten Definition eines gemeinsamen Gegenstandsbereichs und in der Abstimmung erprobter Instrumente und Methoden.« (Welzer 2006) Obwohl Welzer hier primär die Kluft zwischen Geistes- und Naturwissenschaften betrachtet, gilt die angesprochene Problematik in gewisser Weise auch für die Geistes- und Sozialwissenschaften. Auf unseren Forschungskontext angewandt bedeutet dies: Bei einem solch uferlosen Thema wie Stadt und Gerechtigkeit müssen immer bestimmte Definitionen und Begriffe offen bleiben. Doch damit nicht genug: Alle im Projekt Tätigen verfolgen unterschiedliche Karrierepfade, was immer wieder zu einer Frage führt, die letztlich jede/r für sich beantworten muss: Was gehört zur Projektarbeit im engeren Sinne und was gehört zu Arbeiten, die häufig in ganz anderen Kontexten angesiedelt sind. Doch nicht nur drohen Konflikte in inter- und transdisziplinärer Sicht, sondern auch innerhalb eines Faches sind die wissenschaftlichen Normen, auf die wir Soziolog_innen uns beziehen, immer wieder umstritten und im strengen Sinne nur vorläufig.

Bezug zur kritischen Soziologie

Die kritische Soziologie bezieht sich auf soziologische Tatbestände und Forschungsparadigmen, um diese in Frage zu stellen und gegebenenfalls alternative Lesarten anzubieten. In unserem Projekt bedeutet dies, Sicherheitsdiskursen und vor allem einer damit oftmals einhergehenden Tendenz zur »Versicherheitlichung« (Wæver 1995), die sich in immer mehr gesellschaftlichen Bereichen (insbesondere auch in Städten) konstatieren lässt, nicht einfach das Wort zu reden, sondern sie kritisch, etwa in Hinblick auf die damit einhergehenden Machteffekte, zu hinterfragen. Die Fragen lauten unter anderem: Muss es überall mehr Sicherheit (und damit häufig auch mehr Sicherheitskräfte) oder könnte es vielleicht auch andere Möglichkeiten der Problemlösung geben? Wo liegen die Chancen und wo die Nachteile einer solchen Entwicklung? Folgen wir Burawoy, dann besteht die Aufgabe der kritischen Soziologie darin, »die – expliziten wie impliziten, die normativen wie deskriptiven – Grundlagen der Forschungsprogramme der professionellen Soziologie zu untersuchen« (Burawoy 2015: 62). Auch wenn er einräumt, dass es sich um »antagonistische Interdependenzen«

zwischen den Soziologien handelt, also auch die kritische nicht ohne die angewandte auskommt, fühlen wir uns im Kästchen der instrumentellen (=unkritischen?) Soziologie nicht richtig platziert. Zeigt nicht gerade ein interdisziplinärer Projektzusammenhang wie der unsere, dem vom Fördermittelgeber zugestanden wird, die normativen Grundlagen angewandter Theorien (in der Stadtplanung, Kriminalprävention etc.) zu hinterfragen, wie solche Zuordnungen praktisch unterlaufen werden?

Bezug zur öffentlichen Soziologie

Damit sind wir schließlich bei dem vierten und letzten Bezug angelangt, nämlich dem zur öffentlichen Soziologie. Dieser zeigt sich darin, dass wir a) explizit ethisch-politische Reflexion betreiben, b) immer wieder das breit diskutierte Thema der Verteilungsgerechtigkeit aufgreifen und c) Partizipationsmöglichkeiten verschiedener Gruppierungen eruieren. Grundlage einer öffentlichen Soziologie kann – Burawoy zufolge – eigentlich nur die gesellschaftliche Relevanz sein, die ihrerseits von den beteiligten Akteur_innen festgestellt werden muss: »Öffentliche Soziologie setzt [...] eine dialogische Beziehung zwischen Soziologinnen und Soziologen und der Öffentlichkeit in Gang, in der beide Seiten ihre jeweilige Agenda auf den Tisch legen und jede Seite sich der anderen anpasst.« (Burawoy 2015: 60) Dass die uns interessierenden Verteilungsfragen im Kontext von Diskussionen um Sicherheit und Gerechtigkeit gesamtgesellschaftlich und für eine breitere Öffentlichkeit relevant sein sollten, resultiert unter anderem aus der damit einhergehenden politischen Brisanz der so genannten Flüchtlingskrise. Häufig sind es jedoch nur Partikularinteressen, gesteuert von politischen und wirtschaftliche Eliten und den Medien, die den Ton angeben und das Agenda Setting ihren Interessen gemäß zu gestalten verstehen. Diese Partikularinteressen orientieren sich häufig an »Skandalmärkten« und an einer auf moralisierende Erregung abzielenden Aufmerksamkeitskultur, wie bereits Karl Otto Hondrich (2002) eindrücklich gezeigt hat. Neben der Festlegung des Projektthemas musste zudem geklärt werden, an welche spezielle Öffentlichkeit wir uns als Soziolog_innen wenden wollen. Die Kommunalpolitik und die an die Öffentlichkeit tretenden zivilgesellschaftlichen Initiativen kommen dazu in Frage. In diesem Zusammenhang entstehen allerdings häufig praktische Probleme im Hinblick auf das »wechselseitige Engagement« (Burawoy) zwischen Forschung und Teilöffentlichkeit: Daraus er-

wachsen konfligierende Teilöffentlichkeiten (beispielsweise Kommune versus Hausbesetzer_innen), denen gerecht zu werden uns Forschenden nicht immer leicht fällt. Des Weiteren sehen wir gerade bei der Erstellung der Leitlinien die Ambivalenz unseres Unterfangens: Mit diesen Leitlinien generieren wir praktisches Wissen für die Städte und die Stadtbewohner_innen. Dabei existiert von Anfang an die Gefahr der Instrumentalisierung. Denn die Leitlinien können die bereits angesprochene »Versicherheitlichung« fördern, unabhängig von der Frage, ob wir das als Wissenschaftler_innen wollen oder nicht.

3. Öffentlicher Raum als normativer Bezugspunkt?

Neben den praktischen Aufgaben, die sich der öffentlichen Soziologie stellen, sind Einwände zu berücksichtigen, die die Ambivalenz der Bezugnahme auf den öffentlichen Raum verdeutlichen. Sie rührt einerseits von der problematischen bzw. problematisch gewordenen Grenzziehung zwischen privat und öffentlich her. So wird aus verschiedenen Gründen von einer Aushöhlung der – laut Hans-Paul Bahrdt typisch städtischen – Polarität von öffentlichen und privaten Räumen gesprochen (Siebel 2015: 65ff.). Einerseits werden ehemals private Verhaltensweisen in die Öffentlichkeit getragen, andererseits ehemals öffentliche Angelegenheiten ausgelagert, was sich am Rückzug der Politik aus klassischen Versammlungsorten der politischen Gemeinschaft in spezialisierte Gremien oder der Verlagerung des Wochenmarktes in die Shoppingmall mit Hausrecht und privatem Sicherheitsdienst belegen lässt. Dabei ist die Schwierigkeit der Unterscheidung beider Sphären systematisch, nicht historisch begründet: »Der Öffentlichkeitscharakter des städtischen Raums ist heute anders bedroht als früher. Aber daß er auch stärker bedroht ist, läßt sich nicht belegen.« (ebd.: 81)

Wichtiger als die Frage der empirischen Grenzziehung erscheint uns die Inanspruchnahme des öffentlichen Raums für völlig verschiedene Zwecke, insbesondere im Fall der Sicherheitspolitik. Mit Verweis auf den öffentlichen Raum kann nämlich die Forderung nach inklusiver wie auch exklusiver Politik gleichermaßen begründet werden. Das sehen wir in unseren Forschungen zu Wuppertal (Bescherer, Haverkamp, Lukas 2016). Dort beziehen sich politisch Aktive aus dem Umfeld der Recht-auf-Stadt-Bewegung auf den öffentlichen Raum und selbst Polizei und Ordnungsamt spre-

chen sich deutlich gegen die Vertreibung Marginalisierter aus. Aber die Standortgemeinschaft für die neue Einkaufsmeile am »Leuchtturmprojekt« Döppersberg sorgt sich eben auch um die Aufenthaltsqualität im öffentlichen Raum – die durch Trinker und Obdachlose beeinträchtigt werde. Alle am Streit Beteiligten prämiieren den öffentlichen Raum für seine allgemeine Zugänglichkeit, meinen damit aber Verschiedenes. Der »abstrakte Egalitarismus« in Bezug auf den öffentlichen Raum (Belina 2011: 206) soll helfen, partikulare Interessen als allgemeine auszuweisen, offenbart damit jedoch nur seinen normativen Charakter. Das Ideal vom öffentlichen Raum erklärt daher nichts, sondern wird zur Legitimation (konträrer) Forderungen herangezogen und dient damit letztlich auch der Bemäntelung politischer Interessen(-konflikte).

Nicht nur die mangelnde Trennschärfe in der Bestimmung öffentlicher und privater Sphären, sondern auch der analytische Gehalt des Begriffs öffentlicher Raum kann also mit guten Gründen hinterfragt werden.

4. Fazit

Die Soziologie, so können wir mit Wolfgang Streeck (2012) festhalten, hat einen öffentlichen Auftrag oder genauer gesagt: öffentliche Aufgaben, deren sich eine öffentliche Soziologie annehmen muss. Unsere Ausgangsthese lautete, urbane Sicherheit braucht öffentliche Räume, öffentliche Räume brauchen eine öffentliche Soziologie. Das dabei aufgebrachte Engagement ist keinesfalls beliebig, denn hierbei ist es bedeutsam, welchen Themen sich eine öffentliche Soziologie widmen sollte – und welche weniger drängend sind (auch hier werden sich öffentliche Soziolog_innen im Zweifelsfall nicht immer einig werden). Für Streeck war und ist der Bereich des Engagements die politische Ökonomie, verstanden als eine Gesellschaftstheorie respektive Gesellschaftskritik. Stadtsoziologie, besonders mit einem Fokus auf Gerechtigkeit und Partizipation, zählt dazu, zumal hier die politisch-ökonomische Dimension nicht erst seit der Finanz- und Wirtschaftskrise kaum von der Hand zu weisen ist. Mit unserem Forschungsprojekt sind wir insofern als öffentliche Soziologen gefordert, als es darum geht, die Gegenöffentlichkeiten bei ihrer Suche nach Möglichkeiten zur Artikulation ihrer Interessen zu unterstützen. Hierbei spielen die Partizipationsmöglichkeiten der beforschten Gruppen ebenso eine wichtige Rolle wie unsere

ständig mitgeführte ethisch-politische Reflexion und die Fokussierung auf gesellschaftlich relevante Verteilungsproblematiken. Zudem ist es von der Position der öffentlichen Soziologie aus vielversprechend, professionelle Standards des Fachs, Auftrag des Förderers, kritisches Selbstverständnis und partizipative Ansprüche auf Öffentlichkeit konstruktiv zu verbinden. Natürlich hat die öffentliche Soziologie Grenzen: Dass nicht alles machbar ist, zeigt sich anhand bestehender struktureller Zwänge und Opportunitäten. Im Umgang mit den Gruppierungen bürgerschaftlichen Engagements legen wir Wert auf ein nicht-paternalistisches, also nicht bevormundendes Verhältnis. In die Entwicklung der Leitlinien sollen diese Gruppierungen aktiv einbezogen werden, so dass sie nicht nur in Interviewanalysen und Beobachtungsprotokollen repräsentiert sind. Ein tatsächlich »wechselseitiges Engagement« (Burawoy) wird sich nicht herstellen lassen, dafür sind die Feldkontakte zu sporadisch und die untersuchten Gruppen zu heterogen. Einen begrenzten Rahmen zur Demokratisierung der kommunalen Sicherheitspolitik können wir aber sehr wohl bereitstellen.

Die theoretischen sowie aus der Forschungserfahrung gewonnenen Einwände gegen den Begriff des öffentlichen Raums legen eine gewisse Vorsicht bei der Verteidigung *der* Öffentlichkeit und *der* Zivilgesellschaft nahe. Eher als durch das Ideal des freien Zugangs sind diese Kategorien durch Vermachtung und Konflikt bestimmt, so dass die im öffentlichen Raum vorherrschenden Widerstände und (Gegen-)Kräfte in ihrer ambivalenten Wirkung beschrieben werden sollten. Das sieht auch Burawoy, sofern er nicht Öffentlichkeit schlechthin, sondern spezifische Öffentlichkeiten adressieren will. Die öffentliche Soziologie muss entscheiden, welcher sie sich zuwendet. Diese strategische Entscheidung wird mit entsprechenden Folgeproblemen verbunden sein. Denn in der Regel richtet sie sich an bürgerlich-liberale oder linke Gegenöffentlichkeiten. Die Klärung der Frage, wie eine öffentliche Soziologie sich zu den von »Politikerpolitik« (Welzer) frustrierten und verunsicherten Milieus ins Verhältnis setzt, steht noch aus.

Literatur

- Bahrdt, H.-P. 1961: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Hamburg: Rowohlt.
- Belina, B. 2011: Raum, Überwachung, Kontrolle. Vom staatlichen Zugriff auf städtische Bevölkerung, 2. Aufl., Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bescherer, P., Haverkamp, R., Lukas, T. 2016: Das Recht auf Stadt zwischen kommunaler Sparpolitik und privaten Investitionen. Eine Fallstudie zu Konflikten um urbane Sicherheit. *Kritische Justiz*, 49. Jg., Heft 1, 72–85.
- Bescherer, P., Wetzel, D. J. 2016: Urbane Sicherheit – Gerechtigkeitsansprüche in Theorie und Praxis am Beispiel von Bürgerbeteiligungen. In B. Frevel (Hg.), *Sicherheitsproduktion zwischen Staat, Markt und Zivilgesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS (i.E.).
- Burawoy, M. 2015: *Public Sociology. Öffentliche Soziologie gegen Marktfundamentalismus und globale Ungleichheit*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Ewald, F. 1998: Die Rückkehr des *genius malignus*. Entwurf zu einer Philosophie der Vorbeugung. *Soziale Welt*, 49. Jg., Heft 1, 5–24.
- Forst, R. 2007: *Das Recht auf Rechtfertigung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hondrich, K. O. 2002: *Enthüllung und Entrüstung. Eine Phänomenologie des politischen Skandals*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Keller, C. 2015: Sozialer Humus des Dschihad. *Die Tageszeitung*, 2. Dezember 2015, www.taz.de/!5252014/, letzter Aufruf 17. Mai 2016.
- Mitscherlich, A. 1965: *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Siebel, W. 2015: *Die Kultur der Stadt*. Berlin: Suhrkamp.
- Siebel, W., Wehrheim, J. 2004: Sicherheit und urbane Öffentlichkeit. *Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaft*, 42. Jg., Heft 1, 11–30.
- Simmel, G. 1995 [1903]: Die Großstädte und das Geistesleben. In G. Simmel, *Gesamtausgabe*, Bd. 7, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 116–131.
- Streeck, W. 2012: Der öffentliche Auftrag der Soziologie, *Leviathan*, 40. Jg. Heft 1, 129–147.
- Wæver, O. 1995: Securitization and Desecuritization. In R. D. Lipschutz (Hg.), *On Security*. New York, 46–86.
- Welzer, H. 2006: »Nur nicht über Sinn reden!« *ZEIT Online*, 27. April 2006.
- Wetzel, D. J. 2010: Alterität, Intersubjektivität und Anerkennung – zwischen Theorie und Praxis. In C. Czicholl, I. Marszolek, P. C. Pohl (Hg.), *Zwischen Normativität und Normalität. Theorie und Praxis der Anerkennung in interdisziplinärer Perspektive*, Essen: Klartext. 61–77.

Toilettenikonografie

Eine Bildbeschreibung der Gesellschaft der DGS

Stefan Hirschauer

Anders als andere Fachverbände in den Gesellschaftswissenschaften (Ethnologie und Geschichtswissenschaften) oder in den Sozialwissenschaften (etwa die Politik- oder Erziehungswissenschaften) verfügt die Deutsche Gesellschaft für Soziologie über ein Logo, mit dem der Fachverband etwas über sich zum visuellen Ausdruck zu bringen versucht. Den Betrachtern bleibt überlassen, was genau dies sein könnte, aber die wenigsten werden an das Personal der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, die meisten eher an das Personal der deutschen Gesellschaft denken. Folgt man dieser Lesart, lohnt es sich, einmal genauer hinzuschauen, welche Gesellschaft das Logo der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zeigt.



Es ist eine bunte Gesellschaft! Genauer: eine zweifarbige. In rot und orange sind in vier Reihen und 46 Spalten insgesamt 380 Figuren¹ in militärisch anmutender Ordnung aufgestellt: Wie im Appell in Reih und Glied und in der Gestalt eines »Banners« bieten sie sich *face to face* den

¹ Ich beziehe mich auf das Logo auf der Homepage der DGS (www.soziologie.de). Auf ihren Briefköpfen haben noch ein paar mehr Figuren Platz. Das Logo des Bamberger Kongress variiert noch stärker: Farben, Aufstellung, Figurendesign.

Betrachtern in aufrechter Haltung gut zählbar dar. Schauen diese genauer hin, sehen sie 184 Dyaden, deren individuelle Bestandteile sich zum Teil nebeneinander, zum Teil voreinander, zum Teil untereinander befinden, wobei die seitliche Verschiebung der Figuren Platz für 12 »überzählige« rote von ihnen gibt. Die orangen Figuren sind durch Kleidung, Haartracht und Körperhaltung als Männer, die roten Figuren als Frauen stilisiert. Die Anordnung der Dyaden scheint – von links nach rechts – eine kleine Geschichte der Egalisierung zu erzählen: Am linken Rand stehen die Frauen deutlich unter den Männern, dann beginnen sie von ihnen abzurücken und sich zugleich zu erheben bis sie sie fast ganz verdecken, bevor sie am Ende auf gleicher Höhe *neben* ihnen stehen. Dieser Geschichte entspricht, dass die Damen und Herren exakt gleich groß dargestellt sind – schließlich weiß die Soziologie, dass die durchschnittlich 14 cm, die Frauen und Männer in der Körpergröße trennen, durch Gleichheitsnormen außer Kraft gesetzt werden können. Auf's Symbolische kommt es doch an!

Bis zu diesem Punkt scheint die Gesellschaft des Logos der DGS mit der strengen Gerechtigkeit eines/einer Gleichstellungsbeauftragten entworfen zu sein. Das ist schön und harmonisch. Ein genauerer Blick freilich trübt dieses Bild. Warum, so fragt sich die Betrachterin auf der Suche nach der Gesellschaft der DGS, ist der Raum, den die Damen in der Breite einnehmen, wegen ihrer Körperhaltung um ganze 40% schmäler als der der Herren? Stehen die Damen mit ihrer engen Fußstellung nicht ein wenig labil? Und warum tragen sie allesamt so stereotyp Röcke, die Herren Hosen – als bebilderten sie die Türen von sanitären Anlagen?

Die Betrachterin kommt nun doch ein wenig ins Grübeln angesichts der schönen Geschlechtergerechtigkeit des Logos. Warum zeigt es eigentlich nur Paare und keine Singles, keine Triaden, keine Gruppen? Warum sind diese Paare allesamt geschlechtsverschieden? Und warum eigentlich ist das Einzige, was diese Figuren unterscheidet, indem es graphisch wie farblich dramatisiert wird, ihre Geschlechtsverschiedenheit? Gibt es in der Gesellschaft der Deutschen Gesellschaft für Soziologie keine Kinder und Alten, keine Behinderten und Großwüchsigen, keine Hell- und Dunkelhäutigen, keine Individualität der Kleidung und Haartracht?

Unsere Betrachterin ist bei diesen Fragen aus Versehen mit den Fingern von der Tastatur gerutscht und findet sich plötzlich auf einer anderen Seite des Internet, wo ihr erneut ein Logo ins Auge springt. Auf den ersten Blick denkt sie, *dies* (!) müsse doch das eigentliche Logo der Deutschen Ge-

sellschaft für Soziologie sein – zeigt es doch interagierende und kommunizierende Menschen unterschiedlichster Art:



Aber auf den zweiten Blick muss sie erkennen, dass es das Logo des Wettbewerbs »Ausgezeichnete Orte im Land der Ideen«² ist, einer Standortinitiative von Politik und Wirtschaft, die 2005 vom Bundesverband der Deutschen Industrie und der Bundesregierung gegründet wurde, um Deutschlands Innovationskraft und kreative Ausstrahlung sichtbar zu machen.

Nehmen wir an, unsere Betrachterin ist Abiturientin auf der Suche nach einem Studienfach. Hoffen wir, sie möchte nach wie vor Soziologie studie-

2 www.land-der-ideen.de/wettbewerbe/ausgezeichnete-orte, im Original schwarz, rot, gold.

ren und sich nicht sofort der freien Wirtschaft zuwenden, die den Pluralismus und die Dynamik der Gesellschaft doch viel offener zur Kenntnis zu nehmen scheint. Was für einen Eindruck unserer Wissenschaft hat sie gewonnen? Die Gesellschaft der Deutschen Gesellschaft für Soziologie schrumpft, wenn sie gezwungen ist, sich in der visuellen Knappheit eines Logos auszudrücken, zu einem sozialdemokratischen Biedermeier aus lauter gleich gestellten heterosexuellen Männern und Frauen. Das Geschlecht ist die *einzig*e Dimension der multiplen Darstellungsmöglichkeiten des Personals der individualisierten Gesellschaft, die es in den graphischen Selbstausdruck der DGS geschafft hat. Das Logo reduziert Dutzende sozialer Zugehörigkeiten und tätiger Engagements pluralisierter Individuen auf diesen singulären Aspekt: Sie zeigen uns ihr Geschlecht. Für so eine drastische Reduktion personaler Komplexität gibt es einen treffenden Namen: Es handelt sich um einen Fall von – überaus wohlmeinendem – Sexismus.

Im Strudel der Flüchtlingskrise

Der österreichisch-ungarische Pluralismus im Vergleich mit Europa in der Flüchtlingskrise

Peter L. Berger

In den letzten Wochen war ich in Österreich und Deutschland.¹ Beide Länder werden von der Flüchtlingskrise absorbiert. Die Medien sind voll von Berichten und Kommentaren, und die meisten Gespräche kommen eher früher als später auf dieses Thema zurück. Natürlich betrifft die Krise das gesamte Europa, aber diese beiden Länder befinden sich im Auge des Sturms, wenn auch mit signifikanten Unterschieden. In Deutschland entfaltet sich ein bewegendes moralisches Drama mit der Kanzlerin Angela Merkel in seinem Zentrum. Es wird viel über ihre Motive diskutiert, mit der Öffnung der Grenzen für Massen von Migranten² eine Krise eingeleitet zu haben.

Soweit ich es beurteilen kann, hatte sie kein erkennbares politisches Motiv – tatsächlich hat sie ihre politische Position in Gefahr gebracht. Der wahrscheinlichste Beweggrund war schlichtes Mitgefühl, vielleicht ausgelöst durch eine Situation (die vom Fernsehen festgehalten wurde), als sie mit einem Flüchtlingsmädchen sprach, das Merkel unter Tränen bat, ihr den Aufenthalt in Deutschland zu ermöglichen. Merkel war erkennbar bewegt, wusste keine Antwort und strich den Mädchen nur über den

1 Dieser Text wurde unter dem Titel »In the Vortex of the Migration Crisis« in *The American Interest* am 18. Mai 2016 im Rahmen meines wöchentlichen Blogs online publiziert und von Sylke Nissen ins Deutsche übertragen.

2 Mehr als eine Million Menschen im Jahr 2015 überwiegend aus den krisengeschüttelten Regionen des Mittleren Ostens.

Rücken.³ Sie muss nun den Preis dafür zahlen: Der politische Widerstand gegen ihre Politik der offenen Tür wächst, in Form einer wachsenden Anti-Einwanderungspartei (die *Alternative für Deutschland*) und auch in ihrer eigenen Koalition (der Vorsitzende der Bayrischen Schwesterpartei opponiert offen gegen sie). Darüber hinaus wird sie für ihren Deal mit dem unangenehmen türkischen Präsidenten kritisiert, der im Tausch gegen große Geldsummen und andere Konzessionen der Europäischen Union helfen soll, den Zuwanderungsstrom durch die Türkei zu stoppen.

Österreich nahm ca. 90.000 Migranten auf.⁴ Aber Österreich diente den großen Massen als Transit-Stopp, die »Deutschland! Deutschland!« rufend auf dem Weg ins gelobte Land waren. Nichtsdestotrotz hat die Krise die österreichische Politik auf den Kopf gestellt. Das Land wird von einer Koalition aus den zwei traditionell dominierenden Parteien regiert, den Sozialdemokraten und den Konservativen. Diese Koalition wird nun durch die unerwartet stark wachsende *Freiheitliche Partei* bedroht, die vor Jahren als Sammelbecken für nostalgische Ex-Nazis begann, inzwischen aber ein beachtliches Rauschen erzeugt.⁵ Während ich im Land war, reiste der Parteivorsitzende öffentlichkeitswirksam nach Israel. Aber die zentrale Botschaft der Freiheitlichen Partei ist heftige Opposition gegen Einwanderung, insbesondere von Muslimen. Natürlich gibt es ganz rationale ökonomische und kulturelle Ängste, die solche Parteien ansprechen.⁶ Allerdings, jenseits der bedauerlichen Exzesse, die hier zum Ausdruck kommen, gibt es ein legitimes Problem, das thematisiert werden sollte: die Frage nach den Grenzen des Pluralismus. Und in dieser Hinsicht ist Österreich anders als Deutschland und viele europäische Länder. Seine geschichtliche Erinnerung wird immer noch von einem anderen pluralistischen Gebilde gejagt: dem des Habsburger Kaiserreichs, insbesondere in den letzten fünfzig Jahren seiner Existenz. Mindestens in der österreichischen Hälfte der Monarchie⁷ gab es einige ernst zu nehmende Anstrengungen, einen multi-ethni-

3 Ich weiß nicht, wieweit Religion in Merkels Reaktion eine Rolle spielte – ihre Jugend in einem lutherischen Pfarrhaus im kommunistischen Ostdeutschland zum Vorschein kam. Wie die meisten europäischen Politiker bezieht sich Merkel normalerweise nicht auf Gott. Aber kürzlich sagte sie in einem Interview überraschenderweise, dass sie vor wichtigen Entscheidungen bete.

4 Nicht so schlecht für ein kleines Land – das Vereinigte Königreich hat angeboten, 20.000 aufzunehmen.

5 Wie der Front National in Frankreich

6 Amerikaner mögen an jene Leute denken, die Donald Trump lieben.

7 Die andere Hälfte des nicht so stillen Projektes war ein ungarischer Nationalstaat.

schen, multi-religiösen Staat zu errichten. Geschichte wiederholt sich nur selten, aber das schon lange untergegangene Experiment provoziert Überlegungen, die für unsere Zeit relevant sind.

Der Hauptgrund für meinen Besuch in Österreich war eine Konferenz an der Universität Wien⁸ aus Anlass des 50. Jahrestages der englischsprachigen Veröffentlichung meines Buches »The Social Construction of Reality«, das ich gemeinsam mit Thomas Luckmann geschrieben habe, auch er ein Österreicher. In einer faszinierenden Kombination von Lob und Abwertung wurde das Buch von einem Kritiker als »fast Klassiker« charakterisiert. Klassiker oder nicht⁹ die Organisatoren der Konferenz nennen sich heute »soziale Konstruktivisten«. Sowohl Luckmann als auch ich haben diese Bezeichnung nur widerstrebend angenommen. Wir waren beide als Ehrengäste eingeladen; ich bedaure sehr, dass er wegen seiner Krankheit nicht teilnehmen konnte, und traure über seinen Tod nur wenige Tage später. Ich habe die Ehrungen genossen, was ein schlechtes Licht auf meinen Charakter werfen könnte, und fand einige der Papiere sehr interessant. Den unterhaltsamsten Vortrag hielt Manfred Prisching von der Universität Graz mit dem eher surrealen Titel »Warum sind Berger und Luckmann Österreicher?«. Mit Hilfe unseres Lehrers Alfred Schütz¹⁰ versuchte Prisching unseren »Konstruktivismus« in den turbulenten intellektuellen Kontext jenes Österreichs zwischen den beiden Weltkriegen zu platzieren, aus dem Schütz stammte. Prisching bezeichnete mich recht plausibel als »Kaffeehaus-Österreicher« und Luckmann als »Alpen-Österreicher«. Auf einem Diagramm zeigte er all die vermeintlichen, intellektuellen Einflüsse, die durch Schütz vermittelt auf uns wirkten. Aber der eine Bezug, der wirklich auf mich wirkte, war »Kakanien«. Diese Bezeichnung erfand der österreichische Schriftsteller Robert Musil (1880–1942) in einem Kapitel seiner gewaltigen, wenn auch unvollendeten Novelle »Der Mann ohne Eigenschaften«. Kakanien bezieht sich auf den österreichischen Teil der Monarchie, für dessen Einrichtungen das *k. k.* – kaiserlich-königlich – verwendet wurde.

8 Das internationale Symposium »Social Constructivism as Paradigm? 50 Years of Social Construction of Reality« wurde von Michaela Pfadenhauer und Hubert Knoblauch organisiert und fand vom 28. bis 30. April 2016 statt.

9 Bis heute wurde das Buch in zwanzig Sprachen übersetzt, darunter Koreanisch und Katalanisch.

10 Schütz unterrichtete uns beide an der *New School for Social Research* in New York in einiger räumlichen und zeitlichen Distanz zu Österreich-Ungarn.

Ich hatte ein Laieninteresse an der Geschichte der letzten fünfzig Jahre des Habsburger Reichs.¹¹ Der Wiener Satiriker Karl Kraus (1874–1936) nannte Österreich-Ungarn »die Kostümprobe für die Apokalypse«. Die österreichische Schriftstellerin Hilde Spiel gab ihrem Buch über genau diese Epoche den Titel »Vienna's Golden Autumn« (1987). Beide Begriffe verweisen auf dieselbe Realität: ein langsam zerfallendes Reich, das von einer enormen intellektuellen und kulturellen Dynamik gekennzeichnet ist.

Soweit ich mich erinnere, wurde mein Interesse an österreichisch-ungarischer Geschichte ursprünglich durch Geschichten entfacht, die mein Vater mir erzählte.¹² Aber diese Erinnerung ist nach wie vor wichtig für mich bei meiner Beschäftigung mit den kulturellen und politischen Voraussetzungen für Pluralismus, definiert als friedliche Ko-existenz verschiedener ethnischer und religiöser Gemeinschaften. Hinsichtlich der Geschichte stellen sich mir zwei Fragen: 1. Warum blühte diese »goldene« Kultur unter der Ägide des Habsburger Staates? Und 2. Können aus diesem Experiment des Habsburger Staates mit dem Pluralismus irgendwelche Lehren gezogen werden?

Die erste Frage ist von Historikern schon oft gestellt worden. Wie bei jeder wichtigen geschichtlichen Entwicklung kann ein Faktor allein kaum alles erklären. Ich bin ziemlich sicher, dass eine Voraussetzung ein überbordender Pluralismus ist, der sich in einem grundsätzlich wohlwollenden Regime entfaltet. Wer einen Nachweis für diesen Pluralismus benötigt, muss nur einen Blick in das Wiener Telefonbuch werfen, in dem sich immer noch ein Überfluss an slawischen, ungarischen und anderen nicht-deutschen Namen findet. Es ist tragisch, dass es nur sehr wenige jüdische Namen gibt, aber vor 1938 hätte man sehr viele gefunden. Juden spielten eine Schlüsselrolle im intellektuellen und kulturellen Leben Österreich-Ungarns – weit jenseits ihres prozentualen Anteils in der Bevölkerung.¹³ Der Pluralismus fiel zusammen mit der erfolgreichen Entwicklung einer modernen kapitalistischen Ökonomie gepaart mit sozialer Mobilität. Ich wage die These, dass die kreative Energie durch die Spannung zwischen einer sich rasch modernisierenden Kultur und einem immer noch traditionalistischen Regime¹⁴ freigesetzt wurde. Gleichwohl wurde die Ideologie dieses Staates in seinem Motto zum Ausdruck gebracht – *Ex pluribus unum*. Aus vielen eines.

11 Ungefähr zwischen 1867 und 1918, von der Errichtung der Doppelmonarchie bis zu ihrem Ende nach dem 1. Weltkrieg mit einer Ausdehnung seines intellektuellen Lebens bis 1938, als das, was von Österreich übrig geblieben war, Teil Nazi-Deutschlands wurde.

12 Er war während des 1. Weltkriegs Offizier des 15. Husaren-Regiments.

13 Kurioserweise lebten in Budapest und in Wien ungefähr gleichviel Juden.

14 Das Habsburger Reich hatte annähernd 1.000 Jahre existiert.

Manchmal wird empirische Realität durch physischen Raum symbolisiert. Am Michaelerplatz im 1. Bezirk Wiens befinden sich drei Gebäude: Da ist der von Barockstatuen flankierte Eingang zum Michaelertrakt der Hofburg. Direkt gegenüber steht das so genannte Loos-Haus, das im frühen 20. Jahrhundert im aggressiv modernistischen Bauhausstil errichtet wurde. Ich kann mir keine bessere Symbolisierung der erwähnten Spannung zwischen Tradition und Moderne vorstellen. Auf der dritten Seite des Platzes steht die katholische Michaelerkirche. Sie enthält eine Darstellung des Sieges der Kirche über die geschlagene Synagoge, das Christentum triumphiert über das Judentum. Die Habsburger verteidigten die Juden gegen diese traditionelle und jede neuere Form des Antisemitismus – zumindest in der uns hier interessierenden Zeit. Es ist eine seltsame Ironie, dass die Nazis nach dem Anschluss 1938 einen Schrein am Eingang zum Loos-Haus aufstellten. Hakenkreuzfahnen flankierten ein Portrait Hitlers, der die Habsburger fast so sehr hasste wie die Juden. SA-Männer standen vor dem Schrein und forderten Fußgänger auf, den rechten Arm zu Hitlergruß zu heben.

Seit dem 2. Weltkrieg nahmen Deutschland und Österreich wie andere europäische Länder Einwanderer in großer Zahl auf, viele aus nicht westlichen Kulturen. Schon in den 1950er Jahren kursierte ein Witz in Deutschland: »Was ist ein schwarzer Bayer?« Der Unterschied zu den damaligen Erfahrungen liegt in der Geschwindigkeit und den bloßen Zahlen der Migration heute sowie in der Tatsache, dass in einer Zeit, in der der radikale Islam eine sehr reale Bedrohung darstellt, viele Muslime unter den Einwanderern sind und es völlig nachvollziehbare Sorgen (nicht nur »Phobien«) über die kulturelle und politische Integration von Muslimen gibt. In Österreich könnte man die Frage so formulieren: »Was ist ein muslimischer Tiroler?«¹⁵ Langfristig könnte kaum mehr auf dem Spiel stehen, denn es geht um Existentielles. Für einen Großteil Europas sind die demographischen Prognosen trostlos. Theoretisch gibt es nur zwei Optionen: Entweder die einheimischen Europäerinnen bekommen mehr Kinder oder es läuft auf massive Einwanderung von Frauen hinaus, die eine höhere Zahl von Kindern gebären. Wie auch immer die Probleme mit der zweiten Option aussehen, sie ist plausibler als die erste. Ich will es mal so ausdrücken: Sollten muslimische Tiroler nicht erfolgreich in die österreichische Gesellschaft integriert werden, wird es am Ende des Jahrhunderts nur noch sehr wenige Tiroler geben.

¹⁵ Tirol ist das kulturell konservativste Bundesland.

Es gibt nur wenige eindeutige »Lektionen der Geschichte«. Und es gibt nichts Dümmlischeres als die Behauptung, sich »auf der richtigen Seite der Geschichte« zu befinden. Gleichwohl kann uns die Vergangenheit Anhaltspunkte dafür geben, was empirisch möglich ist. Das »kakanische« Experiment legt nahe, dass ethnischer und religiöser Pluralismus kulturelle und ökonomische Produktivität erzeugen kann und politische Strukturen institutionalisierbar (oder zumindest vorstellbar) sind, die einen solchen Pluralismus schützen. In seinen letzten fünfzig Jahren war Habsburg-Österreich voll kreativer Ideen für den politischen Umbau, es gab zum Beispiel den Vorschlag, von einer Doppel- zur Vierermonarchie überzugehen, in der der Monarch nicht nur in Wien und Budapest, sondern auch in Prag und Zagreb gekrönt werden sollte.¹⁶ Eine solche Erweiterung des so genannten österreichisch-ungarischen »Ausgleichs« von 1867 um die wichtigen slawischen Nationalitäten hatte Erzherzog Franz Ferdinand im Sinn, der Thronerbe, der (welch schreckliche Ironie) von pan-slawistischen Nationalisten in Sarajewo 1914 erschossen wurde. Der letzte Habsburger Kaiser Karl I., der den Thron 1916 nach dem Tod des berühmten Franz Josef bestieg, bemühte sich auf zweierlei Weise verzweifelt darum, die Monarchie zu retten: Er führte Geheimverhandlungen mit den Alliierten für einen Separatfrieden.¹⁷ Und als Antwort auf Präsident Woodrow Wilsons »Fourteen Points« zur nationalen Selbstbestimmung¹⁸ gab Karl kurz vor Kriegsende 1918 einen Vorschlag zur Transformation der Monarchie in einen föderalen Staat heraus.¹⁹ Aber auch andere kreative Ideen wie das so genannte Renner-Bauer-Modell der Sozialdemokratischen Partei, das eine Verfassung vorschlug, die nationale Rechte vom Territorium trennte, waren obsolet geworden.

Einige Maßnahmen waren schon ergriffen worden: Volle Gleichheit vor dem Gesetz, unabhängig von Ethnie und Religion; ein Parlament, das regelmäßig von allen Bürgern gewählt wurde, bereitete demokratische Strukturen, auch wenn es häufig durch ethnische Dispute paralytisiert wurde; weit-

16 Und vielleicht auch in Krakau

17 Diese Initiative wurde durch den pro-deutschen Kanzler und andere Regierungsglieder gestoppt.

18 Ein früher Fall desaströser amerikanischer Einmischung, »um die Welt sicher für die Demokratie zu machen«.

19 Dafür war es zu spät. Ermutigt durch Wilsons Rhetorik verlangten die Tschechen und andere slawische Führer vollständige Unabhängigkeit.

reichende Pressefreiheit; die Badenischen Sprachenverordnung,²⁰ die vorsah, dass eine Sprache zur offiziellen Landessprache wurde, wenn sie von einer bestimmten Anzahl von Bürgern in einem Territorium gesprochen wurde. Juden erhielten Zugang zu den höheren Rängen in der Armee und Verwaltung.²¹ Interessanterweise schloss der »kakanische« Pluralismus auch den Islam ein, zwar nicht durch Migration, sondern wegen Bosnien, auf das die Monarchie seit den 1870er Jahren Anspruch erhoben hatte, das aber erst 1908 annektiert wurde. Islam, Religion der Mehrheit, wurde offiziell anerkannt. Es gibt Photographien von Imamen, den muslimischen Geistlichen, die Offiziersuniform und einen Fez tragen. Die Orientalische Akademie,²² in der österreichische Diplomaten ausgebildet wurden, verlangte von den Studierenden, wenigstens eine von drei Sprachen zu lernen: Türkisch, Arabisch oder Persisch. Erst vor kurzem wurde ein Gesetz verabschiedet, das den Islam als offiziell anerkannte Religion ratifizierte und darüber hinaus mehrere Anforderungen an Imame verfügte. Die Geistlichen sollen an der Universität Wien ausgebildet werden, müssen in der Lage sein, auf Deutsch zu predigen und dürfen nicht aus dem Ausland finanziell unterstützt werden. Die letzte Regelung verärgerte besonders die Regierungen in der Türkei und Saudi-Arabien, die die Gehälter der in der Türkei ausgebildeten Imame bzw. weltweite fundamentalistische (wahhabitische) Propaganda finanzieren.

Manchmal ist es nützlich darüber zu spekulieren, welchen alternativen Weg die Geschichte hätte einschlagen können, zum Beispiel wenn der Habsburger Pluralismus bis heute überlebt hätte. Es ist auch sinnvoll, sich eine alternative Zukunft vorzustellen, eine, in der Österreich einen modernisierten »kakanischen« Pluralismus wiederbelebt *oder* für einen engen ethnischen Nationalismus gepaart mit kultureller und ethnischer Engstirnigkeit optiert.

1989 starb Karls Witwe und letzte Habsburger Kaiserin Zita im 97. Lebensjahr in einem Schweizer Kloster. Ich habe mir ein Video der Beisetzungsfestlichkeiten angesehen. Die Messe fand im Wiener Stephansdom statt und wurde vom Wiener Erzbischof geleitet. Die Gebete wurden in den Hauptsprachen der Monarchie gehalten. Der Begräbniszug führte auf

20 Benannt nach Kasimir Felix von Badeni, der den Entwurf in seiner Funktion als Innenminister vorgelegt hatte.

21 Ausgenommen waren die höchsten Ebenen, die üblicherweise Mitgliedern der Aristokratie vorbehalten waren.

22 Nach 1918 Diplomatische Akademie genannt.

kurzem Weg durch die Stadt zum Kapuzinerkloster, wo die Särge aller Habsburger in der Kellergruft übereinander gestapelt sind. Als die Prozession das Kloster erreichte, war das Tor verschlossen, der Abt und die Mönche waren dahinter versammelt. Der Zeremonienmeister klopfte an das Tor. Der Abt fragte: »Wer begehrt Einlass?« Der Zeremonienmeister zählte alle Titel der Kaiserin auf – dazu gleich mehr. Die Nennung der Titel nahm mehrere Minuten in Anspruch. Der Abt antwortete »Wir kennen sie nicht. Wer begehrt Einlass?« Daraufhin wurden die mittleren Titel ausgelassen und der Kurztitel wurde vorgelesen: »Zita, Ihre Majestät, die Kaiserin und Königin«. Wieder entgegnete der Abt: »Wir kennen sie nicht. Wer begehrt Einlass?« Der Zeremonienmeister antwortete »Zita, ein sterblicher, sündiger Mensch.« Daraufhin wurde das Tor geöffnet und Zita wurde zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht.

Zurück zur Aufzählung der Titel: Ich wusste, was kommen würde, und sah und hörte aufmerksam zu. Der Fernseh-Kommentator erläuterte kurz jeden Titel. Aber als der Titel genannt wurde, auf den ich gewartet hatte – keine Erklärung. Ich weiß nicht, ob dies die Entscheidung des Kommentators war, oder ob er die Anweisung bekommen hatte zu schweigen. Wie auch immer, die letzte Habsburger Kaiserin verließ diese Welt als »Herzogin von Auschwitz«. Es war ein erschütternder Moment. Obwohl ich wusste, was kommen würde, war auch ich geschockt. Ich konnte im Video Teile des Publikums sehen; manche Personen waren erkennbar betroffen.

Thomas Luckmann und ich haben uns später darüber unterhalten und uns gefragt, ob wir die skandalöse Bezeichnung weggelassen hätten, wenn wir die Verantwortung getragen hätten. Wir kamen überein, dass wir den Titel *nicht* unterschlagen hätten. Und zwar aus einem einfachen Grund: Wenn ein Habsburger Herzog oder Herzogin diesen Titel in den 1940ern getragen hätte, hätte es kein »Auschwitz« gegeben.

Soziologie als »Marke«

Kernkompetenz, gesellschaftlicher Nutzen,
Vermittlungswege¹

Jan-Felix Schrape

»Social sciences is simultaneously marginalised and immensely popular in the public domain« (Cassidy 2008: 233): Einerseits wird insbesondere der Soziologie ob ihres »hermetischen Jargon[s]« (Dahrendorf 1996: 31) oft Unverständlichkeit unterstellt, andererseits wird in der massenmedialen Berichterstattung vor allem in Krisensituationen immer wieder gerne auf einzelne soziologische Protagonisten als gesellschaftspolitische Kronzeugen zurückgegriffen (Gibbons et al. 1994). Nichtsdestotrotz scheint inner- wie außerhalb der Disziplin der Eindruck vorzuherrschen, dass soziologische Forschungssubstrate von der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen werden: »An kaum einer der großen Debatten der Gegenwart sind Soziologen auffällig beteiligt. [...] Für manche Soziologen bedroht die Bereitschaft, einen durchaus vorhandenen öffentlichen Orientierungsbedarf mit empirisch schwer verifizierbaren Begriffen [...] zu befriedigen, die wissenschaftlichen Standards des Fachs.« (Hartmann 2004: 50; vgl. auch Fleck 2008)

Auf ähnliche Weise diagnostizierte Heinz Bude, dass die Soziologie »wohl nicht um die selbstkritische Erkenntnis herumkommen [wird], dass sie an den beiden zweifellos einflussreichsten Deutungen nach der Auflösung des bipolaren Weltsystems nicht beteiligt war. Gemeint sind Huntingtons These über [den] Zusammenprall der Kulturen und Fukuya-

¹ Dieser Text ist eine leicht überarbeitete Version meines Beitrags auf dem DGS-Kongress 2014 in Trier (Schrape 2015a).

mas über das Ende der Geschichte« (2005: 379). Derartige Feststellungen liegen vermutlich zum einen darin begründet, dass die Soziologie über keinen exklusiven Beobachtungsgegenstand verfügt, sondern ihr Forschungsfeld beständig auch von populärwissenschaftlichen Autoren und angrenzenden Fachbereichen bespielt wird (Lichtblau 2010; Damitz 2013). Zum anderen zeichnet sich die Disziplin durch eine zunehmende interne Diversifizierung aus. Nicht einmal ein Soziologe selbst wird spontan all die »Bindestrichsoziologien« oder theoretischen und methodischen Schulen benennen können, die sich in den letzten Jahrzehnten herausgebildet haben.

Positiv gewendet ließe sich ebendiese Vielfalt als ein Beispiel für wissenschaftliche Pluralität umschreiben, andererseits wächst mit dieser zunehmenden Fragmentierung aber auch die Gefahr, dass die Soziologie ihren gemeinsamen Bezugspunkt verliert (Soeffner 2011: 147). Zugespitzt formuliert: Der Fachbereich hat in der Eigen- wie in der Fremdbeobachtung ein Identitätsproblem. Und wäre »die Soziologie« ein Unternehmen, wäre wohl schon längst der Zeitpunkt gekommen, sich an eine der zahlreichen Beratungsfirmen zu wenden, um die Identität der Soziologie als »Marke« neu zu definieren. Der Wirkungsgrad solcher oft schematischen Konzepte bleibt zu Recht umstritten und sie lassen sich in der Praxis wohl kaum auf eine wissenschaftliche Disziplin anwenden – auch wenn sich neuere Markenmodelle vice versa vermehrt an sozialwissenschaftlichen Einsichten orientieren (zum Beispiel Esch 2014; Malik 2002). Vor dem Hintergrund der seit Jahren beklagten Knappheit an Forschungsgeldern und der Schließung soziologischer Standorte erscheint es gleichwohl lohnenswert, sich in einem Gedankenexperiment mit drei Fragen zur Identität der Soziologie als »Dachmarke« zahlreicher Forschungsfelder auseinanderzusetzen: Was ist die Kernkompetenz der Soziologie? Welchen Nutzen bietet die Soziologie der Gesellschaft? Und: Wie lässt sich soziologisches Wissen vermitteln?

Schon mit Blick auf die sehr unterschiedlich zugeschnittenen Einführungen in das Fach muss jeder Anspruch auf Vollständigkeit zwar von vornherein aufgegeben werden, allerdings soll im folgenden Beantwortungsversuch neben dem soziologischen Gründungsvater Auguste Comte mit Niklas Luhmann, Jürgen Habermas, Norbert Elias sowie Renate Mayntz zumindest ein breites Spektrum klassischer Stimmen zu Wort kommen.

Kernkompetenz

Der Begriff »Marke« lässt sich von dem mittelhochdeutschen Wort *marc* (Unterscheidungslinie) bzw. dem französischen *marque* (Kennzeichen) ableiten. Dementsprechend repräsentiert eine Marke die Charakteristika und Differenzierungsmerkmale eines Produktes oder Unternehmens in komprimierter Form. Wird nach den Kennzeichen der Soziologie als »Dachmarke« gefragt, gilt es also zunächst herauszufinden, wie sich ihre Kernkompetenzen definieren lassen und welche Erkenntnislücke sie als spezialisierte Wissenschaft füllen will. Schon Auguste Comte widmete sich in seinem 1822 erschienenen Buch »Entwurf der wissenschaftlichen Arbeiten welche für eine Reorganisation der Gesellschaft notwendig sind« der Aufgabe, ebendiese Lücke aufzuzeigen. Comte wehrte sich gegen Versuche, »die Sozialwissenschaft als Anwendungsgebiet der Mathematik« und soziale Phänomene als »unmittelbare Konsequenz der Physiologie« zu behandeln, da in beiden Fällen »die Schwierigkeit der Deduktion alsbald gar zu groß« würde (Comte 1919: 169). Stattdessen sah er die Zeit für eine »soziale Physik« gekommen, »die auf der unmittelbaren Beobachtung der Erscheinungen bezüglich der kollektiven Entwicklung des Menschengeschlechts beruht«, und welcher »die vielfachen Epochen [...] wirkliche Experimente« liefern (ebd.: 185).

Dass es der Soziologie mithin von Beginn an nicht nur um Beschreibung, sondern auch um Veränderung ging, macht Comte bereits im Titel seines Buches deutlich. Während dieser aber noch von der Möglichkeit rein positiver Erkenntnis ausging, gab Jürgen Habermas Anfang der 1970er Jahre zu Protokoll, dass er soziologische Analysen ohne normativen Bezug als unlauter empfindet: »Reine Theorie, die aller praktischen Lebensbezüge entbunden [ist], ist Schein. Denn die Akte der Erkenntnis sind in Sinnzusammenhänge eingelassen, die sich in der Lebenspraxis [...] erst konstituieren.« (1973: 244) Habermas forderte daher früh, das normative Telos jeder Gesellschaftsanalyse offenzulegen, das aus seiner damaligen Sicht im »Denken für eine bessere Gesellschaft« (ARD 2009) bzw. darin bestand, auf die »Verformungen einer reglementierten, zergliederten, kontrollierten und betreuten Lebenswelt« hinzuweisen (Habermas 1985: 151).

Ein solches Engagement in gesellschaftspolitischen Fragen erschien Norbert Elias wiederum hinterfragenswert, obgleich auch er den Standpunkt vertrat, dass objektive Beschreibungen in der Soziologie unmöglich seien: Menschenwissenschaftler »können nicht aufhören, an den sozialen

und politischen Angelegenheiten ihrer Gruppen [...] teilzunehmen« (1986: 15); sie müssten allerdings eine jeweils spezifische Balance zwischen Engagement (»Was bedeutet es für uns?«) und Distanzierung (»Wie sind diese Ereignisse miteinander verknüpft?«) finden. Distanzierung bedeutet Elias zufolge aber nicht, einen quasi-objektiven Duktus aufrechtzuerhalten, sondern von den Einzelbeobachtungen auf die übergreifenden Entwicklungen zu schließen, weshalb er sich gegen jede Form der Zustandssoziologie wehrte und die kritische Soziologie angesichts ihrer seines Erachtens monokausalen Denkketten zur »Mythenjagd« freigab (vgl. Elias 2006: 62 ff.; Elias 1978a: XXVII). Schon die Titel seiner Bücher – zum Beispiel »Über den Prozess der Zivilisation« (1978a, 1978b) – zeigen überdies, dass er die Aufgabe der Soziologie nicht in der Analyse tagesaktueller Ereignisse sah, sondern in der »generalisierenden Synthese« (Elias 1988: 5). Es ging ihm um die Erklärung langfristiger Prozesse, die sich aus der Verflechtung der Willensakte vieler Menschen ergeben, obwohl sie von niemandem so geplant wurden.

Wie Elias wehrte sich auch Niklas Luhmann gegen monokausale Erklärungen und unreflektierte normative Bezüge; um jedoch eine möglichst unbefangene Würdigung der sozialen Wirklichkeit zu erreichen, riet er im Unterschied zur Figurationssoziologie zu einer trennscharfen Differenzierung zwischen allen Sinnsphären inner- wie außerhalb der Gesellschaft. In seiner Gesellschaftstheorie ist die Soziologie Teil des sozialen Sinnsystems der Wissenschaft, das seine Beobachtungen an der Differenz »wahr/unwahr« ausrichtet und so neues Wissen erzeugt (Luhmann 1990), wobei den Sozialwissenschaften jedoch keinesfalls ein Beschreibungsprimat zugesprochen werden kann, da Gesellschaft als ein »sich selbst beschreibendes System« gefasst wird. Schon allein deshalb »kann die Form der Beobachtung nicht Besserwissen oder Kritik sein; denn gerade dafür fehlt es [...] an der Autorität einer »Metaposition.«« (Luhmann 1993: 20) Aus seiner Sicht kann die Soziologie daher einzig das Ziel verfolgen, »ein Modell der Gesellschaft in der Gesellschaft« zu schaffen, das bestenfalls überraschende »Beobachtungsmöglichkeiten frei[setzt], die nicht an die im Alltag oder in den Funktionssystemen eingeübten Beschränkungen gebunden sind« (ebd.: 24).

Renate Mayntz wiederum hat die luhmannsche Systemtheorie scharf kritisiert, da sie aus ihrer Sicht »soziale Systeme auf bloße Kommunikationen verkürzt und sie damit ihres realen Substrats und aller faktischen Antriebskräfte beraubt« (1997: 199). Mayntz spricht aber ihrer Disziplin ähnlich wie Luhmann einen stark eingegrenzten Erklärungsanspruch zu: »Nur

Soziales ist der Erklärungsgegenstand der Soziologie, und dieses kann sie auch nur erklären, soweit es durch soziale Faktoren bestimmt wird.« (2006: 5) Entsprechend sieht sie die Hauptaufgabe der Soziologie darin, »gesellschaftliche ebenso wie wirtschaftliche Makrophänomene [...] aus dem Zusammenwirken absichtsvoll konstruktiven und steuernden Verhaltens mit ungeplant naturwüchsigen Entwicklungen zu erklären« (Mayntz 2000: 103), wobei »die Notwendigkeit einer Handlungstheorie, die sich mit den Ergebnissen der modernen Biologie auseinandersetzen müsste«, schwindet, »je mehr wir von der Mikrosoziologie zur Makrosoziologie übergehen«, da »sich das Tun und Lassen korporativer Akteure mit Hilfe weniger, axiomatisch gesetzter [...] Standardinteressen erklären« lasse (Mayntz 2006: 15).

Auf den ersten Blick herrscht insofern ein gewisser Dissens in den Antworten auf die Frage nach der Kernkompetenz der Soziologie. Auch in der Definition des Markenkerns eines Produkts oder eines Unternehmens herrscht indes oft Uneinigkeit zwischen den internen Stakeholdern. Vor diesem Hintergrund werden in der Regel zunächst die Berührungspunkte zwischen den unterschiedlichen Anschauungen herausgearbeitet (Esch, Fischer 2009), die sich mit Blick auf die hier skizzierten Positionen wie folgt zusammenfassen lassen:

- Soziologie beschäftigt sich mit der Beobachtung und Analyse mittel- wie langfristiger gesellschaftlicher Entwicklungen jenseits der Tagesaktualität, in denen vielfältige intendierte Prozesse und ungeplante Dynamiken ineinander wirken.
- Rein objektive Analysen sind in der Gesellschaftswissenschaft angesichts der soziokulturellen Verortung der Disziplin wie auch ihrer Vertreter nicht möglich. Es gilt daher stets, die angelegten Perspektiven offenzulegen und sich deren Kontingenz bewusst zu sein.
- Die Kette der Deduktionen sollte nachvollziehbar bleiben und nicht zu weit ausgedehnt werden, weshalb es beispielsweise wenig Sinn macht, von der biologischen Organisation des Menschen ohne Umschweife auf gesellschaftliche Phänomene schließen zu wollen.

Uneinigkeit herrscht hingegen in den Fragen, inwiefern die Soziologie den Anspruch verfolgen sollte, die Gesellschaft verändern zu wollen, und inwieweit in soziologischen Analysen jeweils von der unmittelbaren Beobachtung abstrahiert werden darf. Es versteht sich, dass jede dieser Fragen Diskussionspotential bereithält; um allerdings das vorgeschlagene Gedan-

kenexperiment weiterverfolgen zu können, wird von dem gemeinsamen Substrat der vorgestellten Positionen ausgegangen.

Gesellschaftlicher Nutzen

Aus den Leitsätzen zur Kern- bzw. Markenkompetenz, die kontinuierlich weiterspezifiziert werden sollten, lassen sich der Marketingtheorie zufolge der Markennutzen und die Markentonalität, die Markenattribute sowie das Markenbild ableiten, welche zusammen eine ausformulierte »Markenidentität« bilden sollen (Esch 2014). Es geht also nicht nur um die Klärung der Frage, was Soziologie sein will, sondern auch darum, welchen Nutzen sie der Gesellschaft bieten kann, und auch auf diese Frage fanden sowohl Auguste Comte als auch Jürgen Habermas bereits unmissverständliche Antworten. Comte (1919: 196) beschrieb das Ziel seiner Wissenschaft »in dem genauen Begreifen der Reihenfolge des Fortschritts [...] für die Gesamtheit des sozialen Körpers, wie auch für jede einzelne Wissenschaft, jede Kunst, jeden Teil der politischen Organisation« und schrieb ihr die Aufgabe zu, »die Kräfte in Betrieb zu setzen, welche die Gesellschaft auf dem Wege zum neuen System weiterführen« (ebd.: 3). Gleichsam charakterisierte Habermas die Soziologie als »angewandte Aufklärung« (Treibel 1993: 46), um einer offenen und egalitären Gesellschaft den Weg zu bereiten, indem sie »ohne Anklage und ohne Rechtfertigung zeigt, daß Sekurität um den Preis eines gewachsenen Risikos nicht Sicherheit; Emanzipation um den Preis steigender Reglementierung nicht Freiheit; Prosperität um den Preis der Verdinglichung des Genusses nicht Überfluß ist« (Habermas 1971: 303).

In den Texten des frühen Jürgen Habermas liest sich das Nutzenversprechen der Soziologie also relativ eindeutig, was vermutlich wesentlich zu dem Erfolg seiner und angrenzender Publikationen in den 1970er Jahren beigetragen hat. Norbert Elias schrieb der Soziologie im Gegensatz dazu zwar keine konkrete Veränderungskraft zu, aber auch er versprach sich aufgrund ihrer hinterfragenden Beobachtungsweise einen Beitrag zu einer höheren Wirklichkeitskongruenz in der wir-zentrierten Weltsicht (vgl. Elias 2001) und zur Vermeidung gefährlichen Phantasiewissens, wie er am Beispiel des Nationalsozialismus ausführt: »Wie im Fall der Pest entlud sich auch hier die Erregung über zum guten Teil unverstandene gesellschaftliche Nöte und Ängste in Phantasieerklärungen, die sozial schwächere Min-

derheiten als deren Urheber, als die Schuldigen, abstempelten« (Elias 2006: 32). Soziologie ist für Elias folglich »ein Unterfangen, bei dem die Hauptaufgabe darin besteht, uns zu helfen, uns in dieser unseren sozialen Welt besser zu orientieren« und »weniger blind zu handeln« (ebd.: 100).

Bei Niklas Luhmann hingegen scheint angesichts seiner Forderung nach einer Soziologie als »Modell jeder Praxisbezug verloren zu gehen, obgleich dem SPIEGEL zufolge »die Faszination der Systemtheorie« anfänglich gerade darin bestand, dass »Luhmann eine neue pragmatische Einheit von Theorie und Praxis lehrt« (1971: 204). Bei näherer Betrachtung verfolgte Luhmann diesen Anspruch aber auch später noch – etwa wenn er die Leistung der Wissenschaft daran festmacht, »was sie anderen Teilsystemen der Gesellschaft zu vermitteln vermag« (Luhmann 2005: 375). Nur wenn »dem Aspekt der Anwendungsleistung auch intern Geltung« verschafft werde, sei die »Selbstregulierung der Wissenschaft [...] haltbar«, wobei sich diese Anwendungsorientierung nicht in der »Bereitschaft zur freundlichen Mitteilung« erschöpfen sollte, sondern die Frage nach »einer methodischen und konzeptionellen Integrierbarkeit« impliziere. Ein mögliches Nutzenversprechen seiner Disziplin umriss er wie folgt: »Die Sozialwissenschaften haben [...] umfangreiche Erfahrungen mit Begriffsbildungen. Diese Erfahrungen betreffen empirische Gehalte, operative Tauglichkeit, heuristische Qualitäten oder auch einfach Auflösungs- und Rekombinationsvermögen« (ebd.: 383). Die Soziologie könnte demnach auf unterschiedlichen Entscheidungsfeldern dazu beitragen, die Beschreibungsauflösung zu erhöhen.

Renate Mayntz umschreibt den praktischen Nutzen der Soziologie auf ganz ähnliche Weise, wenn sie notiert, »dass Wissen im Alltagsleben zunächst und vor allem der Sinndeutung, der Interpretation von Ereignissen und der Definition und Umdefinition von Situationen dient« und deshalb »weniger das eine Rolle spielt, was wir etwa an gesicherter empirischer Theorie besitzen, als vielmehr die [...] angebotenen wahrnehmungslenkenden Begriffe« (Mayntz 1980: 315). Kaufmann leitet daraus ab, dass die »Leistung sozialwissenschaftlichen Wissens für gesellschaftliche Praxis [...] in der Beeinflussung handlungsrelevanter Situationsdefinitionen« liegt (Kaufmann 2007: 8), wobei Mayntz selbst darauf hinweist, dass »man das Geschäft erst gar nicht anfangen« sollte, »wenn man darauf versessen ist, dass das, was man vom Kothurn der Wissenschaft herab für richtig erklärt, nun auch von den anderen umgesetzt wird« (zitiert nach IDW 2010).

Die Leistung der Soziologie lässt sich nach Luhmann und Mayntz im Unterschied zu Comte oder Habermas heute also kaum mehr als »Denken für

eine bessere Gesellschaft« umschreiben, sondern eher als eine den Blick schärfende Beratung in Entscheidungsprozessen. Nichtsdestoweniger lassen sich folgende Schnittpunkte zwischen den skizzierten Positionen herausstellen, in deren Horizont sich Soziologie durchaus als *angewandte Aufklärung* im ursprünglichen Wortsinne («sich Klarheit verschaffen») begreifen lässt:

- Die Soziologie will vor dem Hintergrund ihres Auflösungs- und Rekombinationsvermögens zu einer möglichst detaillierten Erfassung sozialer Strukturen und Dynamiken beitragen.
- Dies geschieht durch die differenzierte Analyse von Handlungssituationen bzw. Problemstellungen und deren Einordnung in übergreifende gesellschaftliche Entwicklungszusammenhänge.
- Auf diese Weise sollen politische oder wirtschaftliche Entscheidungsprozesse begleitet sowie allgemein die Orientierung in der sozialen Welt erleichtert werden.

Vermittlungswege

Nachdem mit der Kernkompetenz und dem gesellschaftlichen Nutzen der Soziologie zwei zentrale Aspekte des verbreitet angewendeten »Markensterrads« nach Esch (2014) diskutiert worden sind, soll nun der Frage nachgegangen werden, wie die Soziologie ihre Forschungssubstrate nach außen vermitteln kann, denn auch wenn die wissenschaftliche Publikation »die Definitionsbedingungen eines autopoietischen Elements auf verblüffend genaue Weise« erfüllt (Stichweh 1994: 64), muss jede Wissenschaft ihr Wissen gerade auch aus systemtheoretischer Sicht proaktiv weitergeben, um ihre Ausdifferenzierung als Disziplin zu rechtfertigen.

Mit Blick auf das Verhältnis zwischen Politik und Wissenschaft ging Niklas Luhmann davon aus, dass die »Einrichtungen struktureller Kopplung [...] mehr und mehr in der Beratung durch Experten« liegen, die aber nicht einfach vorhandenes Wissen anwenden können, sondern »die in der Wissenschaft noch bestehenden Unsicherheiten in der Kommunikation zurückhalten« und zugleich vermeiden sollten, »politische Fragen als Wissensfragen vorzuentcheiden«. Da ihre Beratung nicht »Autorität, sondern Unsicherheit« (1997: 785) transportiere, bestehe zudem das Problem, dass »Experten wissenschaftlich als unseriös erscheinen und zugleich politisch inspirierte Kontroversen als unterschiedliche Einschätzung wissenschaftli-

chen Wissens austragen«. Luhmann schlug daher vor, Experten weder als Wissenschaftler noch Politiker anzusehen, sondern »als Schnellstraße für wechselseitige Irritationen« (ebd.: 786), was sich ebenso auf das Verhältnis der Soziologie zu anderen gesellschaftlichen Funktionsbereichen übertragen ließe.

Auch mit Jürgen Habermas lassen sich beratende Experten als wechselseitige Irritationsstellen fassen, wenn er beispielsweise bezogen auf die Schnittstelle von Wissenschaft und Politik notiert: »Politikberatung hat die Aufgabe, einerseits Forschungsergebnisse aus dem Horizont leitender Interessen, die das Situationsverständnis der Handelnden bestimmen, zu interpretieren, und andererseits Projekte zu bewerten, und solche Programme anzuregen und zu wählen, die den Forschungsprozess in die Richtung praktischer Fragen lenken.« (Habermas 1979: 134) Ganz ähnlich umschreibt Renate Mayntz die Expertenberatung als Vermittlungsscharnier zwischen Forschung und Praxis, wobei »die organisatorische Trennung zwischen der Produktion und der praktischen Nutzung von Wissen funktional [ist]« (Mayntz 2009: 15), um »grundlegende wissenschaftliche Innovationen« zu ermöglichen und »die epistemische Qualität der Beratungsergebnisse« zu erhalten. Brauchbare Beratung misst Mayntz daran, inwieweit ihre »Informationen, Aussagen und Ratschläge [...] wissenschaftlich fundiert [...] und im Entscheidungsprozess praktisch verwertbar sind« (ebd.: 7).

Ein Feld der Wissensvermittlung besteht für die Soziologie also neben der Nachwuchsausbildung in der Beratung anderer Funktionssphären – und zwar über Experten, die wissenschaftliche Erkenntnisse auf den praktischen Anwendungsfall zuschneiden und dieses Wissen dann zur Erweiterung der Entscheidungsgrundlagen präsentieren. Auf der anderen Seite will die Soziologie als Orientierungswissenschaft aber auch die breite Öffentlichkeit erreichen. Und um diesen Anspruch einzulösen, sollten ihre Forschungssubstrate – zumindest aus einer systemtheoretischen Sicht auf die gesellschaftliche Wirklichkeitskonstruktion (Schrape 2011, 2015b) – Eingang in die massenmediale Berichterstattung finden. Dies geschieht derzeit zwar nicht mehr so intensiv wie Ende der 1960er Jahre, aber gemessen an den Archiven von SPIEGEL und ZEIT auch nicht so selten wie mitunter befürchtet. Zwischen 1961 und 2010 fanden die Begriffe »Soziologie« bzw. »soziologisch« in durchschnittlich 25 SPIEGEL- und 50 ZEIT-Artikeln (Print) pro Jahr Erwähnung. Zwischen 2001 und 2014 waren es jährlich im Schnitt 21 gedruckte SPIEGEL-Artikel sowie 28 Texte auf SPIEGEL

Online bzw. insgesamt 84 Beiträge in der gedruckten und elektronischen Ausgabe der ZEIT.²

Differenzierte empirische Betrachtungen zur Präsenz der Sozialwissenschaften in den Massenmedien liegen bislang primär für den angloamerikanischen Raum vor (zum Beispiel Revers 2009; Merton, Wolfe 1995), während hierzulande das Verhältnis von Wissenschaft und Medien lange eher auf theoretischer Ebene diskutiert und primär die Medialisierung der Naturwissenschaften in den Blick genommen wurde (vgl. Schäfer 2008; Weingart 2008; Scheu et al. 2014). Aus deren Mitte pflegen einige Protagonisten seit Jahren einen intensiven Kontakt zu den Massenmedien, so etwa der Neurowissenschaftler Manfred Spitzer, der sich – nach eigener Aussage – in seinen Büchern darum bemüht, »dass jeder weiß, was die Wissenschaft weiß« (zitiert nach Kerstan, Thadden 2004), und sich als öffentlicher Experte ähnlichen Vorwürfen der oberflächlichen und gerichteten Darstellung stellen muss, wie sie Luhmann für sozialwissenschaftliche Politikberater gezeigt hat.

Letztlich reduzieren Spitzer (2006), Huntington (1998) oder auch Fukuyama (1992) die Komplexität ihrer Forschungsfelder derart konsequent, dass ihre Thesen in idealer Weise den Selektionskriterien der Massenmedien entsprechen, die angesichts ihrer Aufgabe, kontinuierlich eine gesamtgesellschaftliche Gegenwartsbeschreibung in kurzer Frist herzustellen, nur hochgradig anschlussfähige Neuigkeiten weiterverbreiten und ihre Berichterstattung dementsprechend häufig auf hohe Quantitäten, Konflikte oder direkte lebensweltliche Bezüge fokussieren (Luhmann 1996). Aus Sicht einer Fachvertreterin oder eines Fachvertreters mögen die dargebotenen Erklärungen verkürzt erscheinen; sie führen gleichwohl neue Wirklichkeitssichten in den Aufmerksamkeitsbereich der allgemeinen Öffentlichkeit ein. Falls die Soziologie also auch eine öffentliche »Reflexionswissenschaft« (Bude 2005: 378) sein will, müsste sie sich verstärkt auf die Selektionskriterien der Massenmedien und deren Online-Derivate einlassen, und das hieße vor allen Dingen: Komplexitätsreduktion im Horizont kommunikativer Anschlussfähigkeit.

Der Soziologie stehen aus der angeschlagenen Perspektive insofern primär zwei unmittelbare Wege zur Wissensvermittlung zur Verfügung:

2 Eigene Zählungen in den Archiven von DER SPIEGEL und DIE ZEIT.

- die sozialwissenschaftliche Beratung von Organisationen und Akteuren in Politik, Wirtschaft oder in anderen gesellschaftlichen Funktionsbereichen bzw. spezialisierten Teilöffentlichkeiten durch Experten;
- die Adressierung der allgemeinen Öffentlichkeit durch inhaltliche Angebote, die explizit an den Selektionskriterien der Massenmedien ausgerichtet sind, und die direkte Ansprache etablierter journalistischer Anbieter.

Daneben existieren weitere Mechanismen der indirekten Vermittlung wie etwa die »steinbruchartige« Weiterverarbeitung soziologischer Erkenntnisse in populärwissenschaftlichen Publikationen durch Dritte oder die selektive Anwendung einzelner Methoden in der Marktforschung.

Soziologie als »Dachmarke«

Zu Recht wird Markenführung als ein äußerst vielschichtiger Prozess beschrieben, in dem die Impulse möglichst vieler Anspruchsgruppen berücksichtigt werden sollten (so bereits Domizlaff 1939). In diesem Beitrag wurde indes lediglich eine kleine Auswahl an prominenten soziologischen Stimmen mit einigen Aspekten des »Markenstewerrads« nach Esch (2014) in Bezug gesetzt, die für die Erarbeitung einer wissenschaftlichen »Marke« elementar erscheinen. Insofern bleibt der folgende Vorschlag zur Bestimmung der Identität der Soziologie als »Dachmarke« einer Vielzahl von spezialisierten Forschungsströmungen natürlich nur eine Möglichkeit unter vielen:

- Die Kernkompetenz der Soziologie liegt in der Beobachtung mittel- und langfristiger gesellschaftlicher Entwicklungen, in denen vielfältige Dynamiken ineinander wirken. In der Anwendung unterschiedlicher Perspektiven entstehen Beschreibungsalternativen, welche die Kontingenz eingespielter Betrachtungsweisen vor Augen führen.
- Der gesellschaftliche Nutzen der Soziologie besteht in einer detaillierten sowie differenzierten Erfassung der gesellschaftlichen Wirklichkeit, der Vermeidung von Phantasiewissen und somit in einer Verbesserung der Wissensgrundlagen in Entscheidungsprozessen.
- Ihre Forschungssubstrate kann die Soziologie außerhalb des Studienkontextes entweder über beratende Experten vermitteln, die wissenschaftliche Erkenntnisse auf den jeweiligen Anwendungsfall zuschnei-

den, oder durch die Adressierung der Öffentlichkeit über die Massenmedien, was eine begriffliche wie konzeptuelle Komplexitätsreduktion voraussetzt.

Im Regelfall liefert die Soziologie kaum die schnellsten Antworten auf tagesaktuelle Problemstellungen, sondern überlässt dieses Feld journalistischen Kommentatoren und Protagonisten aus den jeweiligen Kommunikationssphären. Ausgehend von den hier umrissenen Positionen besteht die selbstgestellte Aufgabe der Soziologie vielmehr in der »distanzierten« Beobachtung gesellschaftlicher Entwicklungen sowie in der Freisetzung neuer Beobachtungsmöglichkeiten, welche die Orientierung in der sozialen Welt erleichtern und eingespielte Beschreibungsmythen konterkarieren. Letztlich lässt sich ebendieses Ansinnen bereits bei Auguste Comte erkennen, auch wenn der Glaube an die uneingeschränkt positive Erkenntnis mittlerweile dem Bewusstsein der Kontingenz aller Beschreibungen gewichen ist.

Ausbaufähig erscheint indes die Vermittlung soziologischer Forschungsergebnisse gegenüber Wirtschaft, Politik und Öffentlichkeit, denn zur Aufrechterhaltung ihres Forschungsbetriebs bleibt die Soziologie auf öffentliche Gelder bzw. Drittmittel und insofern auf Anerkennung bzw. Anwendungsgeltung angewiesen. In einem Wirtschaftsunternehmen wird ab einem gewissen Grad der Ausdifferenzierung eine Marketing-Abteilung mit der entsprechenden externen Kommunikation betraut. Diese bleibt aus der Sicht interner Spezialisten im Normalfall zwar unterkomplex, will aber zunächst auch nur eine initiale Aufmerksamkeit für das jeweilige Produkt herstellen, die bestenfalls dazu führt, dass sich die Adressaten aktiv detaillierter informieren. Die Soziologie hingegen kann derzeit zumindest im deutschsprachigen Raum kaum auf eine solche funktionale Ressource zurückgreifen. In den meisten Fällen müssen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihr Wissen selbst in eine öffentlichkeitswirksame Sprache übersetzen und die Resultate als »public sociologists« (Burawoys 2005) in ihren Weblogs veröffentlichen bzw. den Massenmedien direkte Angebote zur journalistischen Weiterverarbeitung machen, was zu ähnlichen Rollenkonflikten führen kann, wie sie Luhmann (1997) für Experten in der Politikberatung diagnostiziert hat, denn allzu massenwirksame Zeitdiagnostiker haben wiederum in der Wissenschaft einen schweren Stand (Osrecki 2011).

Wenn die Soziologie also neben ihren Beratungsleistungen für Organisationen bzw. Funktionssphären auch eine öffentliche Reflexionswissenschaft sein will, sollte sie ihre disziplinübergreifende Öffentlichkeitsarbeit weiter professionalisieren. Dadurch ließen sich nicht nur ihre internen Spe-

zialisten entlasten, sondern auch Synergieeffekte ausnutzen und übertragbare Erfahrungen sammeln, die dabei helfen könnten, den Umgang mit den Massenmedien bzw. der allgemeinen Öffentlichkeit zu effektivieren.

Literatur

- ARD-Mediathek 2009: Denken für eine bessere Gesellschaft. Jürgen Habermas im Porträt. BR2-Radio-Podcast. <http://bit.ly/18x7eDU>, letzter Aufruf 16. Mai 2016.
- Bude, H. 2005: Kommentar zu Michael Burawoy: Auf der Suche nach einer öffentlichen Soziologie. *Soziale Welt*, 56. Jg., Heft 4, 375–380.
- Burawoy, M. 2005: For Public Sociology. *American Sociological Review*, 70. Jg., Heft 1, 4–28.
- Cassidy, A. 2008: Communicating the social sciences. In M. Bucchi, B. Trench (Hg.), *Handbook of Communication of Science and Technology*. London: Routledge, 225–236.
- Comte, A. 1919 [1822]: Entwurf der wissenschaftlichen Arbeiten welche für eine Reorganisation der Gesellschaft erforderlich sind. Leipzig: Unsema.
- Dahrendorf, R. 1996: Die bunten Vögel wandern weiter. In J. Fritz-Vannahme (Hg.), *Wozu heute noch Soziologie?* Opladen: Westdeutscher Verlag, 31–36.
- Damitz, R. 2013: Soziologie, öffentliche. *Soziologische Revue*, 36. Jg., Heft 3, 251–262.
- DER SPIEGEL (o.V.) 1971: Der Geheimtip. Nr. 45, 202–207.
- Domizlaff, H. 1939: Die Gewinnung des öffentlichen Vertrauens. Hamburg: Hansische Verlagsanstalt.
- Elias, N. 1978a: Über den Prozess der Zivilisation. Sozio- und psychogenetische Untersuchungen. Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, N. 1978b: Über den Prozess der Zivilisation. Sozio- und psychogenetische Untersuchungen. Band 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, N. 1986: Engagement und Distanzierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, N. 1988: Über die Zeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, N. 2001: Symboltheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, N. 2006: Was ist Soziologie? Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Esch, F., Fischer, A. 2009: Markenidentität als Basis für die Gestaltung der internen und externen Kommunikation. In M. Bruhn, F. Esch, T. Langner (Hg.), *Handbuch Kommunikation*. Wiesbaden: Gabler, 379–396.
- Esch, F. 2014: Strategie und Technik der Markenführung. 8. Auflage. München: Vahlen.
- Fleck, C. 2008: Die Soziologie und ihr Publikum. In S. Sigmund, G. Albert, A. Bienfait (Hg.), *Soziale Konstellation und historische Perspektive*. Wiesbaden: VS, 391–404.
- Fukuyama, F. 1992: Das Ende der Geschichte. München: Kindler.

- Gibbons, M., Limoges, C., Nowotny, H., Schwartzmann, S., Scott, P., Trow, M. 1994: *The New Production of Knowledge*. London: Sage.
- Habermas, J. 1971: *Theorie und Praxis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. 1973: *Kultur und Kritik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. 1979: *Technik und Wissenschaft als »Ideologie«*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. 1985: *Die neue Unübersichtlichkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hartmann, M. 2004: Lange Narkose, verwirrtes Erwachen. *DIE ZEIT*, Nr. 41, 50.
- Huntington, S. P. 1998: *Kampf der Kulturen*. München: Goldmann.
- Informationsdienst Wissenschaft (IDW) 2010: *Grenzgängerin zwischen Sozialwissenschaft und politischer Praxis*. Pressemitteilung. <http://idw-online.de/pages/de/news396689>, letzter Aufruf 16. Mai 2016.
- Kaufmann, F.-X. 2007: Was heißt »Anwendung« in den Gesellschaftswissenschaften? Dankrede. www.schader-stiftung.de/themen/kommunikation-und-kultur/fokus/wissenschafts-praxis-dialog/artikel/was-heisst-anwendung-in-den-gesellschaftswissenschaften/, letzter Aufruf 16. Mai 2016.
- Kerstan, T., Thadden, E. 2004: Wer macht die Schule klug? Interview mit Manfred Spitzer und Elsbeth Stern. *DIE ZEIT*, Nr. 28, 28.
- Lichtblau, K. 2010: Die Stellung der Soziologie innerhalb der geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen. *Soziologie*, 39. Jg., Heft 3, 279–285.
- Luhmann, N. 1990: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. 1993: »Was ist der Fall?« und »Was steckt dahinter?«. Bielefeld: Stadt-Blatt.
- Luhmann, N. 1996: *Die Realität der Massenmedien*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N. 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. 2005: *Soziologische Aufklärung 3*. Wiesbaden: VS.
- Malik, F. 2002: *Strategie des Managements komplexer Systeme*. Bern: Paul Haupt.
- Mayntz, R. 1980: Soziologisches Wissen und politisches Handeln. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 6. Jg., Heft 3, 309–320.
- Mayntz, R. 1997: *Soziale Dynamik und politische Steuerung*. Frankfurt am Main: Campus.
- Mayntz, R. 2000: Individuelles Handeln und gesellschaftliche Ereignisse. In: Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (Hg.), *Wie entstehen neue Qualitäten in komplexen Systemen?* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 95–104.
- Mayntz, R. 2006: *Einladung zum Schattenboxen. Die Soziologie und die moderne Biologie*. MPIfG Discussion Paper 06/7. Köln: Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung.
- Mayntz, R. 2009: *Speaking Truth to Power. Der moderne Staat*, 2. Jg., Heft 1, 5–16.

- Merton, R. K., Wolfe, A. 1995: The Cultural and Social Incorporation of Sociological Knowledge. *The American Sociologist*, 26. Jg., Heft 3, 15–39.
- Osrecki, F. 2011: *Die Diagnosegesellschaft*. Bielefeld: Transcript.
- Revers, Matthias, 2009: Sociologists in the Press. *American Sociologist*, 40. Jg., Heft 4, 272–288.
- Schäfer, M. 2008: Medialisierung der Wissenschaft? *Zeitschrift für Soziologie*, 37. Jg., Heft 3, 206–225.
- Scheu, A., Volpers, A.-M., Summ, A., Blöbaum, B. 2014: Medialization of Research Policy Anticipation of and Adaptation to Journalistic Logic. *Science Communication*, 36. Jg., Heft 6, 706–734.
- Schrape, J.-F. 2011: Social Media, Massenmedien und gesellschaftliche Wirklichkeitskonstruktion. *Berliner Journal für Soziologie*, 21. Jg., Heft 3, 407–429.
- Schrape, J.-F. 2015a: Soziologie als »Marke«. In S. Lessenich (Hg.), *Routinen der Krise – Krise der Routinen*. Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier 2014. Onlinepublikation, www.publikationen.sozioologie.de.
- Schrape, J.-F. 2015b: Social Media, Massenmedien und Öffentlichkeit. Eine soziologische Einordnung. In R. Blum, H. Bonfadelli, K. Imhof, O. Jarren, V. Wyss (Hg.): *Demokratisierung durch Social Media? Mediensymposium Band 13*. Wiesbaden: Springer VS, 199–212.
- Soeffner, H.-G. 2011: Die Zukunft der Soziologie. *Soziologie*, 40. Jg., Heft 2, 137–150.
- Spitzer, M. 2006: *Vorsicht Bildschirm! Elektronische Medien, Gehirnentwicklung, Gesundheit und Gesellschaft*. Stuttgart: Klett.
- Stichweh, R. 1994: *Wissenschaft, Universität, Professionen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Treibel, A. 1993: *Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart*. Stuttgart: Leske + Budrich.
- Weingart, P. 2008: *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*. Weilerswist: Velbrück.

Mathematikkennnisse von Soziologiestudierenden

Ivo Windrich

1. Einleitung

Soziologie ist eine empirische Wissenschaft, die unabdingbar mit dem Messen von sozialen Phänomenen und damit mit Zahlen, Mathematik und Statistik zu tun hat.¹ Dies gilt für verschiedene Bereiche des Fachs. Als erstes kommen einem hierzu wahrscheinlich statistische Überprüfungen von theoretischen Überlegungen in den Sinn. Aber auch die Beschreibung von sozialen Phänomenen verlangt basale mathematisch-statistische Operationen wie Mittelwertbildung oder Varianzschätzungen. Zeitdiagnostik ohne Prozentrechnung ist schwer vorstellbar. Weiterhin finden mathematische Verfahren auch in der formalen Theoriebildung Anwendung. Für die Arbeit zukünftiger Soziolog*innen sind damit mathematische Kenntnisse eine notwendige Voraussetzung. Um einen Überblick über die grundlegenden mathematischen Fertigkeiten der Studierenden zu gewinnen und damit möglicherweise auf Nachholbedarf eingehen zu können, ist es daher sinnvoll, zu Beginn des Studiums diese Kenntnisse zu erheben.

Ein solcher Mathematiktest wurde von Petra Hartmann (1998) entworfen, um entsprechende Fertigkeiten der Studierenden ihrer Statistikvorlesung zu prüfen. Dieser Test wurde in etwas gekürzter Fassung zu verschiedenen Zeitpunkten zwischen 1999 und 2015 an den Universitäten Bern, München und Leipzig angewendet, um die Mathematikkennnisse von Studienanfängern zu erfassen.

Die Erhebung diente der Evaluation der basalen Mathematikkennnisse und war nicht in erster Linie dazu gedacht, Theorien zur Erklärung unter-

¹ Vielen Dank an Roger Berger für seine Hinweise und Überarbeitungen!

schiedlicher Mathematikkompetenzen zu prüfen. Da aber zusätzliche Personenmerkmale mit erhoben wurden, können auch einige in der Literatur diskutierte Zusammenhänge untersucht werden.

2. Beschreibung des Tests, der Durchführung und der Stichproben

Das Erhebungsinstrument war ein Fragebogen in gedruckter Form, der aus einem demografischen Teil und einem zweiten Teil bestand, der 28 Fragen zu grundlegenden Kenntnissen mathematischer Rechenoperationen enthielt. Im ersten Teil wurden neben Fragen zu Geschlecht, Alter und Studienbeginn vor allem solche zur mathematischen Vorbildung in der Schulzeit gestellt. Seit den Erhebungen ab 2012 waren zusätzlich Fragen zum sozioökonomischen Hintergrund der Eltern enthalten.

Der mathematische Teil umfasste »Stoff der Klassenstufen 2 bis 6: Rechnen über den nächsten Zehner, Umgang mit Klammern, Rechenprioritäten, Quadrieren, binomische Formeln, Umwandlung von Brüchen in Dezimalzahlen, Umwandlung von Dezimal- in Prozentzahlen und Bearbeitung von Textaufgaben zur Prozentrechnung« (Hartmann 1998: 49). Hinzu kamen vier weitere Fragen, in denen Summen mit zum Teil quadratischen Termen berechnet werden sollten, die mit Hilfe des Summenzeichens (Σ) notiert waren. Die einzelnen Fragen sind im Anhang (Tabelle 8 und Tabelle 9) aufgelistet.

Die erste Stichprobe wurde in Zusammenarbeit mit Ben Jann während der Statistik-Vorlesung an der Universität Bern im Jahr 1999 erhoben. Der zweite Test erfolgte im Jahr 2000 zu Beginn der Vorlesung »Einführung in die Methoden der quantitativen Sozialforschung« an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Ein weiterer Test an der LMU München wurde im Jahr 2011 durchgeführt und 2013 ein zweiter Test in Bern. Seit dem Wintersemester 2011/2012 wurde der Fragebogen an der Universität Leipzig jährlich zu Beginn der Vorlesung »Methoden der empirischen Sozialforschung« angewendet. Zu beachten ist bei der Auswertung und Interpretation der Ergebnisse, dass die Tests an der LMU München im zweiten Semester durchgeführt wurden, so dass die Studierenden schon die Statistik-Vorlesung besucht und daher ihre mathematischen Fähigkeiten aufgebessert hatten.

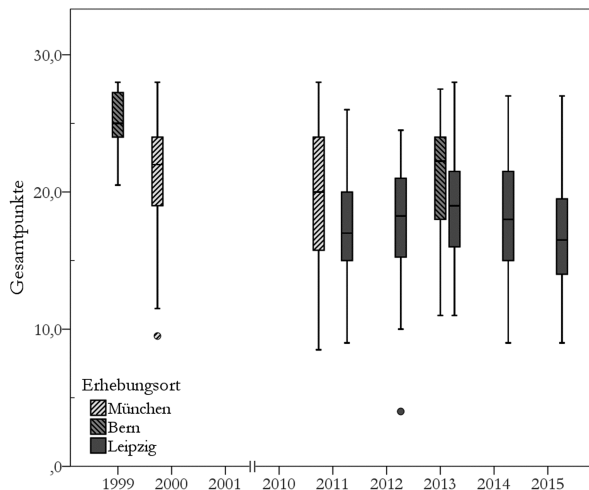
Sämtliche Tests wurden unangekündigt zu Beginn der jeweiligen Vorlesung durchgeführt. Da es sich nicht um eine Aufnahmeprüfung handelte, war die Teilnahme freiwillig. Die Teilnahmebereitschaft war insgesamt aber sehr groß. Es durften keine Hilfsmittel wie Taschenrechner oder Tafelwerk verwendet werden. Die Studierenden wurden darauf hingewiesen, dass sie nicht voneinander abschreiben sollten, was aber nicht streng kontrolliert werden konnte. Für die Beantwortung der Fragen standen 30 Minuten zur Verfügung. Die jeweiligen Vorlesungen waren teilweise auch für Studierende anderer Fächer offen. Diese wurden in den Daten mit erfasst, werden aber hier nicht mit ausgewertet, um eine bessere Vergleichbarkeit der Ergebnisse zu gewährleisten.

3. Unterschiede in den Mathematikkenntnissen nach Erhebungsort und Zeitpunkt

Die 28 Fragen zu mathematischen Grundkenntnissen wurden jeweils entweder mit 0 bei falscher oder mit 1 Punkt bei korrekter Antwort bewertet. In einigen Fällen wurden auch halbe Punkte vergeben, wenn ersichtlich war, dass die Probanden den Rechenweg verstanden, sich aber verrechnet hatten. Es konnten also in der Summe zwischen 0 und maximal 28 Punkte erzielt werden. Die Variable »Gesamtpunkte« wird als Schätzstatistik für das Personenmerkmal »Kompetenzen im Bereich der elementaren Mathematik« betrachtet.

Die Gesamtstichprobe umfasst $N=645$ Studierende, von denen die Hälfte mindestens 19 Punkte erreichte. Die zentralen 50 Prozent erzielten zwischen 16 und 22,5 Punkten. 16 Studierende konnten alle Aufgaben korrekt lösen, was einem Anteil von 2,5% entspricht. Der Gesamtdurchschnitt liegt bei 19,1 Punkten.

In Abbildung 1 ist die Verteilung der Punkte nach Erhebungsort und Jahr dargestellt. Die Studierenden in Bern konnten insgesamt die höchsten Punktzahlen erreichen, gefolgt von den Studierenden in München. Bei den Leipziger Kohorten sind geringfügige Schwankungen im Gesamtniveau zu erkennen, Median und 75-Prozent-Quartil liegen jedoch stets unterhalb der entsprechenden Werte der Stichproben aus Bern und München.

Abbildung 1: Punkteverteilung nach Erhebungszeitpunkt und -ort²

Zudem liegen die Mittelwerte der Leipziger Stichproben sämtlich unter dem Gesamtdurchschnitt, während die Mittelwerte der anderen Stichproben darüber liegen (Tabelle 1). Das Ergebnis ist wenig verwunderlich, da die Münchner, wie schon erwähnt, bereits eine Statistikveranstaltung besucht hatten. Die Vorlesungen in Bern hatten eine geringere Beteiligung. Außerdem ist die Studienberechtigtenquote der Schweiz niedriger als die in Deutschland (SKBF 2014), was für höhere Anforderungen der schweizerischen Matura – auch im Bereich der Mathematik – im Vergleich zum deutschen Abitur spricht. Es ist daher davon auszugehen, dass die Soziologiestudierenden in Bern eine stärker selektierte Gruppe darstellen, die eine höhere Qualifikation ins Studium mitbringen. Auffällig bei diesem Vergleich ist weiterhin, dass deutschen Abiturient*innen im Gegensatz zu ihren Schweizer Kommiliton*innen das Summenzeichen (Σ) nicht mehr bekannt ist. Tatsächlich gehört dies in Deutschland in vielen Bundeslän-

² Im Box-Plot dargestellt sind die zentralen 50 Prozent (die Box). Das untere Ende der Box zeigt demnach den Punktwert, den die unteren 25% der Studierenden maximal erreichten, das obere Ende den Punktwert, den die unteren 75% der Studierenden maximal erreichten. Der Strich in der Mitte der Box stellt den Median (also 50% der Studierenden) dar. Die Antennen zeigen Minimum und Maximum, es sei denn, es gibt Ausreißer. Die beiden Kreise bei München 2000 und Leipzig 2012 zeigen zwei Ausreißerwerte – diese sind in SPSS definiert über das 1,5-fache der Box unter- oder oberhalb der Box.

dern nicht mehr zum Schulstoff. Es muss allerdings festgehalten werden, dass ohne Kenntnis des Summenzeichens keine Statistikausbildung gemacht werden kann.

Tabelle 1: Erzielte Punkte pro Sample

Sample	N	Min	Max	Median	Mittel	S.E.	SD
Bern 1999	23	20,50	28,00	25,00	25,13	0,47	2,24
München 2000	125	9,50	28,00	22,00	21,23	0,37	4,17
München 2011	100	8,50	28,00	20,00	19,67	0,49	4,90
Leipzig 2011	80	9,00	26,00	17,00	17,20	0,40	3,57
Leipzig 2012	72	4,00	24,50	18,25	18,07	0,47	3,96
Bern 2013	26	11,00	27,50	22,25	20,81	0,85	4,36
Leipzig 2013	66	11,00	28,00	19,00	19,04	0,50	4,05
Leipzig 2014	68	9,00	27,00	18,00	17,88	0,57	4,67
Leipzig 2015	85	9,00	27,00	16,50	16,72	0,45	4,16
Insgesamt	645	4,00	28,00	19,00	19,09	0,18	4,61

Es lässt sich außerdem eine klare Veränderung in der Zeit erkennen. Die Studierenden in den beiden älteren Stichproben konnten höhere Punktzahlen erreichen. In Bern lag der Mittelwert 1999 bei 25,1 und in der Stichprobe von 2013 bei 20,8. Dieser Unterschied ist hoch signifikant ($t=4,44$). Dies gilt auch für die LMU München. Dort wurden im Jahr 2000 im Schnitt 21,2 und 2011 19,7 Punkte erzielt ($t=2,52$). Bei den Leipziger Stichproben erzielte die Kohorte von 2013 den höchsten Mittelwert von 19 Punkten und die Kohorte von 2015 mit 16,7 den niedrigsten Mittelwert. Diese Differenz ist ebenfalls eindeutig signifikant ($t=3,44$).

4. Punkteverteilung nach Bundesland

Bei den Stichproben an der Universität Leipzig und der LMU München wurde auch das Bundesland der Abiturprüfung erhoben. Die Verteilung ist sehr ungleichmäßig, mehr als ein Drittel absolvierten sein Abitur in Bayern, während einige Bundesländer mit weniger als 10 Personen besetzt sind.

Aus inferenzstatistischen Gründen ist es sinnvoll, nur die Bundesländer mit mehr als 20 Personen zu betrachten. Die Studierenden mit Abitur in Baden-Württemberg und Bayern konnten im Mittel die höchsten Punktzahlen erreichen (Tabelle 2). Die Abiturient*innen aus Berlin, Niedersachsen und Thüringen erreichten dagegen im Schnitt nur Werte unter dem Gesamtdurchschnitt. Zudem zeigt sich, dass Studierende aus dem Ausland etwa im Gesamtdurchschnitt liegen und damit Mathematikkompetenzen ins Studium mitbringen, die weder auffällig schlechter noch besser sind als die der deutschen Abiturient*innen.

Tabelle 2: Punkteverteilung nach Bundesland (dt. Samples)

Bundesland	N	Min	Max	Median	Mittel	S.E.	SD
Baden-Württemberg	56	10,00	27,50	19,00	19,05	0,54	4,02
Bayern	210	9,00	28,00	21,00	20,36	0,31	4,46
Berlin	22	10,00	22,50	15,50	16,20	0,73	3,41
Brandenburg	20	10,00	27,00	17,75	18,17	0,98	4,40
<i>Bremen</i>	<i>6</i>	<i>11,00</i>	<i>19,50</i>	<i>15,50</i>	<i>15,42</i>	<i>1,43</i>	<i>3,50</i>
<i>Hamburg</i>	<i>9</i>	<i>8,50</i>	<i>24,00</i>	<i>15,00</i>	<i>16,56</i>	<i>1,54</i>	<i>4,63</i>
Hessen	30	11,00	27,00	19,00	18,32	0,77	4,20
<i>Mecklenburg-Vorpommern</i>	<i>7</i>	<i>4,00</i>	<i>20,00</i>	<i>18,00</i>	<i>17,71</i>	<i>0,83</i>	<i>2,20</i>
Niedersachsen	24	9,00	24,50	16,00	16,27	0,97	4,73
Nordrhein-Westfalen	34	9,00	25,00	18,00	17,32	0,83	4,83
<i>Rheinland-Pfalz</i>	<i>9</i>	<i>11,00</i>	<i>23,50</i>	<i>15,00</i>	<i>16,94</i>	<i>1,70</i>	<i>5,10</i>
Sachsen	83	9,00	26,00	18,00	18,08	0,43	3,88
Sachsen-Anhalt	21	4,00	22,50	20,00	18,52	0,94	4,31
<i>Schleswig-Holstein</i>	<i>6</i>	<i>18,00</i>	<i>27,00</i>	<i>22,00</i>	<i>22,67</i>	<i>1,52</i>	<i>3,72</i>
Thüringen	29	9,00	25,00	17,00	16,95	0,77	4,14
im Ausland	26	10,00	28,00	18,50	18,52	1,05	5,33
Insgesamt	592	4,00	28,00	19,00	18,77	0,19	4,52

Nach einer Varianzanalyse der Punkteverteilung ist der Einfluss des Bundeslands der Abiturprüfung auf die Leistung im Test signifikant ($F=4,61$; $p=0,001$; Varianzhomogenität ist gegeben). Post-Hoc-Tests nach Bonferroni zeigen weiterhin an, dass der relativ hohe Wert der Bayern signifikant von einigen niedrigeren Werten abweicht (Berlin, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Sachsen und Thüringen). Insgesamt zeigt sich damit das

Ergebnis, das zum Beispiel auch aus den PISA-Erhebungen bekannt ist: Abiturient*innen aus verschiedenen Bundesländern weisen nach erlangter Hochschulzugangsberechtigung stark unterschiedliche Fähigkeiten auf. So zeigten in der PISA Studie 2003 die Bayern, Sachsen und Schüler*innen aus Baden-Württemberg die höchsten Kompetenzen im Fach Mathematik, Schüler*innen aus Berlin, Nordrhein-Westfalen, Hamburg und Bremen die niedrigsten (Handelsblatt 2005). Dies bestätigt die hier präsentierten Ergebnisse, wobei angemerkt sei, dass die Definition der Mathematikkompetenz in den PISA-Studien erheblich komplexer ist (vgl. OECD 2004: 42).

5. Mathematische Vorbildung

Entscheidend für eine gelungene Statistikausbildung im Bachelorstudium sind die mathematischen Vorkenntnisse und Fertigkeiten, die während der Schulausbildung erworben werden. In der Erhebung wurde einerseits das Profil der Hochschulreifeprüfung abgefragt und andererseits, ob eine schriftliche Prüfung im Fach Mathematik abgelegt wurde. Mit knapp einem Drittel (30,6%) hatten die meisten ein mathematisch/naturwissenschaftliches Profil belegt, gefolgt von einem neusprachlichen Profil (27,1%) und einem sozial-/wirtschaftswissenschaftlichem Profil (20,5%).

Die Wahl eines mathematisch/naturwissenschaftlichen Schwerpunkts bei der Hochschulreifeprüfung hat erwartungsgemäß positive Auswirkungen auf die Mathematikfertigkeiten. Studierende mit diesem Profil erreichten klar die höchste Punktzahl sowohl im Mittel als auch im Median (Tabelle 3) und lagen damit auch über dem Gesamtdurchschnitt. Der Mittelwertunterschied ($\Delta = 1,8$) zu den Studierenden mit einem anderen Profil als dem mathematisch/naturwissenschaftlich ist signifikant ($t=4,48$; $p=0,001$). Die Profilwahl hat eine mittlere Effektstärke (Cohen's $d=0,39$).

Tabelle 3: Punkte nach Profil der Hochschulreifeprüfung

Zweig der Hochschulreifeprüfung	N	Min	Max	Median	Mittel	S.E.	SD
neusprachlich	168	4,00	28,00	18,00	18,19	0,34	4,42
mathematisch/ naturwissenschaftlich	190	9,00	28,00	21,25	20,31	0,35	4,79
sozial-/ wirtschafts- wissenschaftlich	132	9,00	28,00	19,00	19,09	0,39	4,47
humanistisch	42	10,00	28,00	18,75	18,86	0,72	4,65
musisch	16	11,00	26,00	19,00	18,12	1,19	4,77
anderes	73	9,00	26,00	18,00	18,05	0,51	4,34
Insgesamt	621	4,00	28,00	19,00	19,06	0,19	4,63

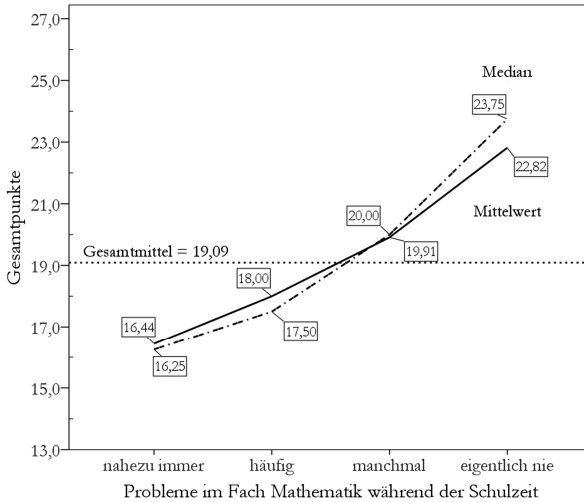
Etwas mehr als zwei Drittel (69,5%) der Befragten hatten bei der Hochschulreifeprüfung eine schriftliche Prüfung in Mathematik abgelegt. Diese Studierenden mussten sich demnach explizit auf eine mathematische Prüfung vorbereiten und sollten daher einen höheren Kenntnisstand haben. Dies bestätigt sich in den Daten: Studierende mit Mathematikprüfung konnten im Schnitt zwei Aufgaben mehr korrekt lösen ($t=5,10$; $p=0,001$). Der Effekt ist mit einem Cohen's d von 0,44 ebenfalls als mittelstark anzusehen.

6. Selbsteinschätzung der Mathematikkompetenz

In der psychologischen Forschung wird neben motivationalen und emotionalen Personenmerkmalen das Fähigkeitsselbstkonzept oder leistungsbezogenes Selbstvertrauen als ein wichtiger Prädiktor für Lernmotivation, Lernstrategien und Lernerfolg untersucht (Helmke 1992). Das leistungsbezogene Selbstvertrauen ist dabei von nicht leistungsbezogenen Merkmalen wie Selbstwertgefühl, Selbstakzeptanz, Selbstwahrnehmung oder generelles Selbstvertrauen abzugrenzen. Im Fragebogen wurde dieses Personenmerkmal über das Item gemessen: »Wie häufig hatten Sie während Ihrer Schulzeit Probleme mit dem Fach Mathematik?«. Es gab vier ordinal skalierte Antwortkategorien: »nahezu immer«, »häufig«, »manchmal« und »eigentlich nie«. Der aus der entsprechenden Fachliteratur bekannte Zusammenhang zeigt sich beim hier gemessenen Fähigkeitsselbstkonzept im Fach Mathe-

matik deutlich. Studierende mit gutem mathematischen Selbstvertrauen, die also nur »manchmal« oder »eigentlich nie« Probleme im Fach Mathematik hatten, liegen im Schnitt über dem Gesamtdurchschnitt, während Studierende, die »häufig« oder »nahezu immer« Probleme hatten, durchschnittlich darunter liegen (Abbildung 2).

Abbildung 2: Punkte nach Fähigkeitsselfstkonzept



Der gemessene Zusammenhang zwischen Selbsteinschätzung und Leistung kann als mittelstark bewertet werden. Der Korrelationskoeffizient nach Pearson nimmt einen Wert von 0,40 ($p=0,001$), das Kendall-Tau-b (da »Probleme im Fach Mathematik« nur ordinal skaliert ist) einen Wert von 0,31 ($p=0,001$) an. In empirischen (Meta-)Studien werden durchschnittlich Korrelationen von $r=0,24$ bis $r=0,42$ angegeben (Helmke 1992: 49 f.).

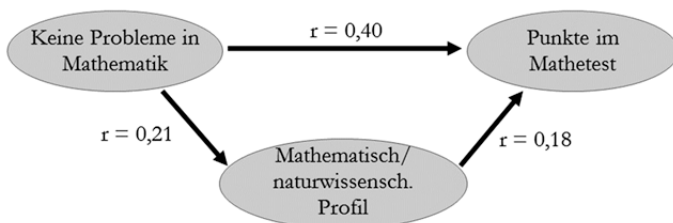
Jedoch ist die Richtung der Kausalität zwischen Fähigkeitselfstkonzept und Leistung nicht eindeutig, sondern eher als Kreislauf und Entwicklungsprozess zu verstehen: Selbstvertrauen fördert Interesse und Freude am Lernen. Dies führt zu kreativen und effizienten Lernstrategien, welche den Lernerfolg erhöhen. Das Erleben des Lernerfolgs fördert wiederum das fachspezifische Selbstvertrauen (vgl. PISA-Konsortium Deutschland 2004: 196). Eine kausale Betrachtung kann folglich nur über Längsschnittstudien erfolgen (z.B. Murayama et al. 2013). Die dargestellten Zusammen-

hänge sind daher als Ergebnis des schulischen Lernprozesses in subjektiver Selbsteinschätzung und objektiver Leistungsmessung anzusehen.

7. Selbstselektion bei der Profilwahl

Da sowohl die Selbsteinschätzung der Mathematikfähigkeiten als auch das Profil der Hochschulreifeprüfung erhoben wurden, lässt sich testen, ob während der Schullaufbahn ein Selbstselektionseffekt stattgefunden hat, welcher zum Teil Unterschiede in den Mathematikkompetenzen erklärt. Es lässt sich vermuten, dass kompetenzschwächere Schüler*innen seltener einen mathematisch/naturwissenschaftlichen Schwerpunkt belegten, was zu einer geringeren Vertiefung der Mathematikkompetenzen führte und damit eine niedrigere Punktzahl im Test bewirkte. Als erste einfache Annäherung kann ein Modell bivariater Korrelationen herangezogen werden.

Abbildung 3: Selbstselektion



Die Korrelation zwischen Fähigkeitsselbstkonzept und Leistung beträgt 0,40 (Abbildung 3), was einer gemeinsamen Varianz von 15,8% entspricht. Kompetenzstärkere Schüler*innen wählten tatsächlich eher ein mathematisch/naturwissenschaftliches Profil. Die beiden Variablen korrelieren mit $r=0,21$, was einer gemeinsamen Varianz von 4,4% entspricht. Die breitere mathematische Ausbildung bei der Hochschulreifeprüfung wirkt schließlich mit $r=0,18$ positiv auf die Leistung im Test. Dies entspricht einer Varianzaufklärung von 3,1%. Das Modell weist einige Probleme auf. Bei der Korrelation des Profils auf die Leistung müsste der direkte Effekt der Selbsteinschätzung kontrolliert werden. Zudem ist die Selbsteinschätzung ordinal skaliert und die Wahl des Schwerpunkts eine Dummy-Variable.

Die ordinal skalierten qualitativen Ausprägungen der Variable »Probleme im Fach Mathematik« wurden mit »nahezu immer«=1, »häufig«=2, »manchmal«=3 und »eigentlich nie«=4 codiert. Vor dem Hintergrund der Arbeit von Rohrmann (1978) ist es nicht unplausibel von einer Äquidistanz dieser Kategorien auszugehen. Damit kann die Variable als approximativ intervallskaliert angesehen werden.

Eine multivariate Regression der Leistung auf die Selbsteinschätzung und die Profilwahl ergibt einen Koeffizienten für die Selbsteinschätzung von 1,93 ($t=10,01$; $p=0,001$). Die zugehörige Effektstärke beträgt $\eta^2=0,14$. Der Koeffizient für die Profilwahl hat den Wert 0,95 ($t=2,49$; $p=0,013$), das heißt, Studierende mit einem mathematisch/naturwissenschaftlichen Profil bei der Hochschulreifeprüfung erzielten im Schnitt einen Punkt mehr im Test, wenn auf das Fähigkeitsselbstkonzept kontrolliert wurde (vgl. Tabelle 3). Die Effektstärke der Variable für die Profilwahl beträgt $\eta^2=0,01$. Eine logistische Regression der Profilwahl auf die Selbsteinschätzung ergibt einen Odds Ratio von 1,69 ($z=5,09$; $p=0,001$). Wenn die Selbsteinschätzung »Probleme im Fach Mathematik« um eine Kategorie ansteigt (etwa von »häufig« auf »manchmal«), dann erhöht sich die Chance ein mathematisch/naturwissenschaftliches Profil belegt zu haben um 69%. Mit einem Pseudo-R-Quadrat von nur 0,036 ist die Erklärungskraft des Modells allerdings relativ gering.

Der indirekte Pfad der Selbsteinschätzung über die Wahl des Profils zur Leistung im Mathetest lässt sich als Selbstselektionseffekt interpretieren. Da alle Korrelationen und Koeffizienten signifikant sind und die berechneten Werte im verfeinerten Modell die bivariaten Korrelationen plausibilisieren, kann ein geringfügiger Selbstselektionseffekt konstatiert werden, der im Schnitt einen Punkt im Testergebnis ausmacht.

8. Status der Eltern

Aus der Perspektive der Humankapitaltheorie bedeutet die Aufnahme eines Studiums, dass das Individuum seine Ressourcen einsetzt, um seine produktivitätsrelevanten Kenntnisse und Fertigkeiten zu erhöhen (Braun et al. 2012: 99). Für Angehörige höherer Schichten sind gemessen am Gesamteinkommen die anteiligen Kosten für die Bildung niedriger, was sich positiv auf den zu erwartenden Ertrag der Bildung auswirkt und damit zu

einer höheren Nachfrage nach Bildung führt. Nach Boudon (1974) ist der Humankapitalerwerb zudem von den kulturellen Hintergründen der Familie abhängig. Eltern, die selbst eine höhere Bildung haben, wollen einen Statusverlust ihrer Kinder vermeiden und erwarten daher häufiger von diesen, dass sie ein Studium aufnehmen.

Es sollten sich also Effekte des sozioökonomischen Status der Eltern auf die Leistung im Test zeigen. Bei den Stichproben ab 2011 wurde erhoben, ob die Eltern eine Hochschulreifeprüfung abgelegt hatten, und es wurde der berufliche Status von Mutter und Vater erfragt. Hierbei konnte zwischen den Kategorien »ArbeiterIn«, »AngestellteR«, »BeamteR«, »Hausfrau/Hausmann«, »selbständig«, »freier Beruf«, »gar nicht« und »Anderes« gewählt werden.

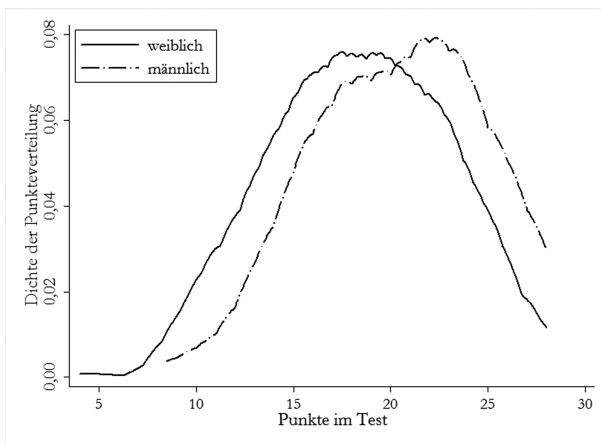
Eine Regression der Punkte auf die Anzahl der Hochschulzugangsberechtigungen der Eltern (keine, eine oder zwei) zeigt keinerlei Zusammenhang ($R^2 = 0,002$; $F=1,004$; $p=0,317$). Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt eine Varianzanalyse mit dem Beruf der Mutter und des Vaters als Faktoren (korrigiertes R-Quadrat= $0,023$; $F=1,226$; $p=0,169$). Nach den erhobenen Daten hat der sozioökonomische Status der Eltern demnach keinen Einfluss auf die Leistungen im Test. Falls Einflüsse des Status der Eltern auf Mathematikkompetenzen vorliegen, so wirken diese schon vor der Aufnahme des Studiums bei der Wahl des Studienfachs, so dass Soziologiestudierende eine in dieser Hinsicht selektierte und daher homogene Gruppe darstellen.

9. Einfluss des Geschlechts

In der Bildungsforschung sind geschlechtsspezifische Unterschiede in den schulischen Kompetenzbereichen ein wichtiges Thema, welches immer wieder neue Erklärungsansätze hervorbringt. Seit der Erforschung solcher Unterschiede (vgl. Sweeney 1953) gibt es den empirisch gut belegten Befund, dass Jungen und Männer in Mathematik im Schnitt bessere Leistungen erbringen als Mädchen und Frauen. Dieser Befund kann durch die hier betrachteten Erhebungen klar bestätigt werden. Für einen umfassenden Überblick über Studien zu Geschlechtsunterschieden in Mathematikkompetenzen sei auf die Arbeit von Ulf Grebe (2013) verwiesen.

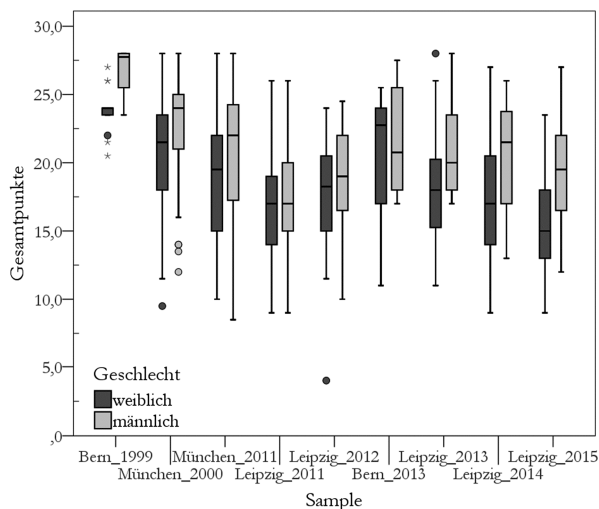
Der gesamte Datensatz enthält etwa zwei Drittel (64,6%) Frauen und entsprechend ein Drittel Männer. Nach der Kern-Dichte der Punkteverteilung (Abbildung 4) zeigt sich deutlich, dass die weiblichen Soziologiestudierenden nicht nur im Mittel weniger Aufgaben korrekt lösen konnten als die männlichen, sondern die gesamte Verteilung niedriger liegt. Dieses Ergebnis steht im Einklang mit der bisherigen Forschung zu Unterschieden in Mathematikkompetenzen (Baumert et al. 2000: 381; PISA-Konsortium Deutschland 2004: 83; Klieme et al. 2010: 166; Prenzel et al. 2013: 76). Die Ergebnisse der bisherigen PISA-Studien von 2003 bis 2012 zeigen, dass Jungen und Mädchen in Deutschland an mathematischer Kompetenz zugelegt haben, die geschlechtsspezifische Differenz zu Gunsten der Jungen jedoch relativ konstant geblieben ist (Prenzel et al. 2013: 92).

Abbildung 4: Kern-Dichte der Punkte nach Geschlecht



Im Gesamtdurchschnitt erzielten die Männer 2,1 Punkte mehr ($t=-5,58$; $p=0,001$). Der Effekt des Geschlechts auf die gemessene Leistung ist mittelstark (Cohen's $d=0,46$). Auch in den Einzelstichproben (nach Erhebungsort und Jahr unterschieden) erzielten die Männer im Mittel mehr Punkte (vgl. Abbildung 5), wobei die Mittelwertunterschiede nur in den Samples Bern 1999 ($p=0,001$), München 2000 ($p=0,030$), Leipzig 2013 ($p=0,005$), 2014 ($p=0,009$) und 2015 ($p=0,001$) signifikant sind.

Abbildung 5: Punkte nach Sample und Geschlecht



Zur Erklärung der Unterschiede werden in der Fachliteratur zum einen biologische/kognitive Ansätze (Halpern 2012) diskutiert, zum anderen psychologische und soziale Modelle.³ Rein biologische Erklärungen über evolutionär bedingte Unterschiede in der Struktur des Gehirns, den Einfluss der Geschlechtschromosomen oder Hormonschwankungen im weiblichen Zyklus sind empirisch schwach bis gar nicht belegt und daher umstritten (Halpern 2012: 212 f.). Für geschlechtsspezifische Unterschiede in den kognitiven Fähigkeiten, die nicht per se eine genetische Ursache haben müssen, gibt es bisher auch keine eindeutigen Belege: »Weitgehend abgesichert scheint allein die besondere Bedeutung des räumlichen Vorstellungsvermögens als Mediatorvariable zwischen Geschlecht und Mathematikleistung zu sein« (Baumert et al. 2000: 377). Ein anderer Befund ist, dass Männer bei komplexen Anforderungen und Problemlöseaufgaben einen Leistungsvorsprung haben (Baumert et al. 2000: 388). Dies spiegelt sich in den Daten wider, wenn wir die geschlechtsspezifischen Unterschiede nach Art der Aufgabe betrachten (Anhang: Tabelle 8 und Tabelle 9). Bei den vier Textaufgaben zur Prozentrechnung (Aufgabe 11) konnten die Männer durchschnittlich $\Delta=0,8$ Aufgaben mehr korrekt lösen ($t=-7,63$; $p=0,001$).

³ Für eine Übersicht vgl. Baumert et al. 2000: 376.

Soziale Erklärungsansätze wie unterschiedliche Rollenbilder oder geschlechtsspezifische Unterrichtsmodelle können mit den vorliegenden Daten nicht geprüft werden. Psychologische Personenmerkmale wie emotionale oder motivationale Faktoren wurden ebenfalls nicht erfasst, mit Ausnahme des Selbstkonzepts der Mathematikkompetenz. Eine weitere Erklärung der geschlechtsspezifischen Unterschiede in den Leistungen ist damit in einer geschlechtsspezifischen Selbstselektion zu finden. Mädchen haben möglicherweise während der Schulzeit ein geringeres Interesse an Mathematik und entsprechend mehr Probleme im Mathematikunterricht. Sie wählen daher seltener ein mathematisch/naturwissenschaftliches Profil bei der Hochschulreifeprüfung. Wie wir Tabelle 4 entnehmen können, ist der relative Anteil der weiblichen Studierenden, die »häufig« oder »nahezu immer« Probleme im Fach Mathematik hatten etwas größer als der relative Anteil der männlichen Studierenden. Der relative Anteil der Männer, die »eigentlich nie« Probleme hatten ist höher als der entsprechende Anteil der Frauen. Der Einfluss ist jedoch nicht signifikant (Cramer $V=0,105$; $p=0,072$).

Tabelle 4: Fähigkeitsselbstkonzept nach Geschlecht

	Probleme im Fach Mathematik				Gesamt
	nahezu immer	häufig	manchmal	eigentlich nie	
weiblich	16,6%	33,7%	40,2%	9,5%	100,0%
männlich	15,6%	28,9%	39,1%	16,4%	100,0%

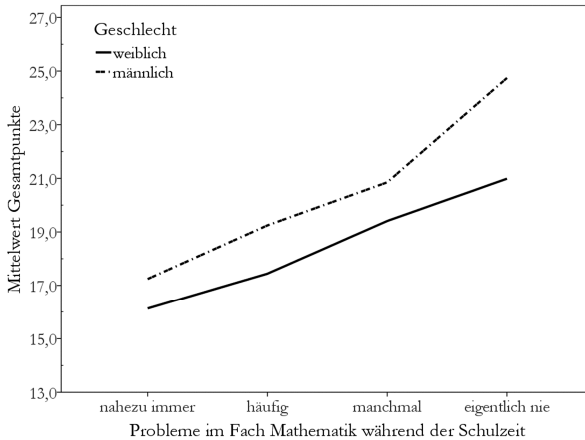
Das Geschlecht hat keinen Einfluss darauf, ob eine schriftliche Prüfung im Fach Mathematik abgelegt wurde (Cramer $V=0,029$; $p=0,469$). Es zeigt sich aber, dass es eine geschlechtsspezifische Wahl des Profils der Hochschulreifeprüfung gibt. Tabelle 5 können wir entnehmen, dass Frauen deutlich häufiger ein neusprachliches Profil gewählt hatten als Männer, während die männlichen Soziologiestudenten geringfügig häufiger ein mathematisch/naturwissenschaftliches Profil belegten. Der Einfluss des Geschlechts auf die Profilwahl ist signifikant (Cramer $V=0,145$; $p=0,024$) und zeigt eine Selbstselektion, welche die geringeren Mathematikkompetenzen der weiblichen Studierenden zum Teil erklärt.

Tabelle 5: *Profilwahl nach Geschlecht*

Zweig der Hochschulreifeprüfung		Geschlecht	
		weiblich	männlich
neusprachlich	Anzahl	122	45
	% Spalte	30,5%	20,7%
mathematisch/naturwissenschaftlich	Anzahl	117	73
	% Spalte	29,3%	33,6%
sozial-/wirtschaftswissenschaftlich	Anzahl	88	44
	% Spalte	22,0%	20,3%
humanistisch	Anzahl	19	21
	% Spalte	4,8%	9,7%
musisch	Anzahl	11	4
	% Spalte	2,8%	1,8%
anderes	Anzahl	43	30
	% Spalte	10,8%	13,8%

Es ist jedoch bemerkenswert, dass es kaum einen Geschlechtereffekt auf die Selbsteinschätzung der Mathematikkompetenz gibt. Dies steht nicht im Einklang mit der bisherigen empirischen Forschung. Häufig weisen Schülerinnen schwächere Leistungen in Mathematik auf und schätzen sich entsprechend auch schwächer ein (PISA-Konsortium Deutschland 2004: 199; Prenzel et al. 2013: 110). Außerdem hat das Geschlecht so gut wie keinen Einfluss auf den Zusammenhang von Fähigkeitsselbstkonzept und Leistung (Abbildung 6). Bei den Männern ist der Effekt ein wenig stärker ausgeprägt ($r=0,49$; $p=0,001$) als bei den Frauen ($r=0,33$; $p=0,001$). Bei den hier untersuchten Soziologiestudierenden weisen die Studenten über alle vier Kategorien der Selbsteinschätzung hinweg im Mittel ein höheres Leistungsniveau auf.

Abbildung 6: Punkte nach Selbstkonzept und Geschlecht



Die Daten (Abbildung 4 und Abbildung 6) deuten damit klar daraufhin, dass die weiblichen Studierenden insgesamt tatsächlich geringere Mathematikkompetenzen aufweisen, die nicht durch sozialpsychologische Effekte, wie eine Stereotypenbedrohung (Inzlicht, Ben-Zeev 2000) oder Mathematikangst (Hsiu-Zu et al. 2000), erklärt werden können. Da aber psychologische Faktoren, wie Angst, nicht gemessen wurden, kann dies nicht kontrolliert werden. Der fehlende Stereotypeneffekt zeigt sich zudem auch noch an anderer Stelle. In den neueren Stichproben in Leipzig wurden zur Hälfte Fragebögen mit »gegenderter« Geschlechtsabfrage verwendet (Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht und in beiden Fällen eine dritte Kategorie für »anderes«). Damit sollte überprüft werden, ob die Notwendigkeit sich einem Geschlecht zuzuweisen, zu stereotypischen Mathematikfertigkeiten führte. Es zeigt sich, dass die zusätzlich angebotenen Kategorien in dermaßen geringem Ausmaß genutzt wurden,⁴ dass daraus keinerlei Schlüsse gezogen werden können und ein Geschlechtsstereotypeneffekt sich nicht zeigt.

Eine andere mögliche Erklärung für geschlechtsspezifische Unterschiede in den Mathematikkompetenzen könnte in den unterschiedlichen Lernstrategien von Mädchen und Jungen im Fach Mathematik während

⁴ Insgesamt gab eine Handvoll Personen beim sozialen Geschlecht »anderes« an. Hierbei handelte es sich in der Erhebung Leipzig 2014 eher um biologische Frauen und in Leipzig 2015 eher um biologische Männer.

der Schulzeit zu finden sein. Mädchen lernen in Mathematik eher über Wiederholung und Auswendiglernen des Rechenweges, während Jungen eher elaboriert arbeiten und versuchen, Rechenwege und Lösungen zu verstehen und neue Ansätze zu finden (PISA-Konsortium Deutschland 2004: 207). In der Konsequenz sind die Geschlechterunterschiede beim Selbstkonzept deutlich geringer, wenn es um Kalkulationsaufgaben geht, als wenn Modellierungsaufgaben zu lösen sind (PISA-Konsortium Deutschland 2004: 201). Jedoch ist das bloße Auswendiglernen des Rechenweges nicht sehr nachhaltig. Für den Mathematiktest würde das bedeuten, dass die weiblichen Soziologiestudierenden den in der Schule auswendig gelernten Rechenweg schlicht vergessen haben, während ihre männlichen Kommilitonen den Rechenweg eher rekonstruieren konnten. Wenn man Mathematik einmal verstanden hat, ist das wie mit dem Fahrradfahren. Wie wir Tabelle 8 und 9 im Anhang entnehmen können, gibt es bei den reinen Additions- und Multiplikationsaufgaben kaum Geschlechtsdifferenzen, bei den Textaufgaben (Aufgabe 11) dagegen konnten die Männer signifikant mehr Aufgaben korrekt lösen.

10. Bewertung der Testergebnisse

Der durchgeführte Test sollte prüfen, in wie weit Soziologiestudierende zu Beginn ihres Studiums grundlegende Mathematikkompetenzen besitzen. Diese sind eine wesentliche Voraussetzung, um verschiedene Inhalte des Fachs zu verstehen und das Studium erfolgreich absolvieren zu können. Wie schon in der Studie von Petra Hartmann (1998) ist es daher sinnvoll sich anzuschauen, wie viele der Studierenden den Mathetest bestanden hätten. Das übliche Maß hierfür liegt bei 50 Prozent der möglichen Punkte. Da es sich aber zu einem großen Teil um rudimentäres Wissen der Sekundarstufe I handelt, kann für das Bestehen eine höhere Marke von 75 Prozent korrekt gelöster Aufgaben angesetzt werden.

In Tabelle 6 sind die prozentualen Anteile der Studierenden je Sample gelistet, die bei 50 Prozent und bei 75 Prozent der erreichbaren Punkte bestanden hätten. Bei 50 Prozent der Punkte hätten in allen Stichproben mindestens drei Viertel der Studierenden die erforderliche Punktzahl erreicht. Bei der Anforderung 75 Prozent der möglichen Punkte hätten nur bei den Studierenden in Bern und München 2000 mehr als die Hälfte bestanden.

Bei den Leipziger Studierenden dagegen hätten stets weniger als ein Drittel ausreichend viele Aufgaben korrekt gelöst. Die Ergebnisse machen deutlich, dass hier Nachholbedarf besteht.

Tabelle 6: Anteil der Studierenden, die bestanden hätten

Sample	Anteil der Studierenden, die bestanden hätten bei	
	50 Prozent	75 Prozent
Bern 1999	100,0%	95,7%
München 2000	94,4%	63,2%
München 2011	89,0%	46,0%
Leipzig 2011	88,8%	15,0%
Leipzig 2012	86,1%	30,6%
Bern 2013	92,3%	57,7%
Leipzig 2013	92,4%	30,3%
Leipzig 2014	79,4%	32,4%
Leipzig 2015	77,6%	23,5%

Wie wir Tabelle 7 entnehmen können, hätte bei 75 Prozent der zu erzielenden Punkte etwa ein Drittel der Frauen und die Hälfte der Männer bestanden. Es zeigen sich auch hier wieder die geschlechtsspezifischen Unterschiede in den Testergebnissen.

Tabelle 7: Anteil der Studierenden nach Geschlecht

	Anteil der Studierenden, die bestanden hätten bei	
	50 Prozent	75 Prozent
Weiblich	85,0%	34,8%
Männlich	94,3%	50,2%
Gesamt	88,3%	40,3%

Welches Fazit können wir aus den berichteten Ergebnissen ziehen? Defizite im mathematischen Elementarbereich sind grundsätzlich problematisch. Dies gilt sicherlich in besonderem Maße für ein quantitativ-empirisch ausgerichtetes Soziologiestudium. Selbst wenn das Studium nicht quantitativ-

empirisch ausgerichtet ist, so sollte dennoch jeder mit einem Hochschulabschluss in Soziologie entsprechende Publikationen in Fachzeitschriften verstehen können. Doch allein schon bei der Lektüre des Wirtschaftsteils jeder Zeitung werden Soziologiestudierende mit einfachen Prozentrechnungen konfrontiert, welche sie lösen können sollten. Gerade diese Aufgabe bereitet jedoch besonders viel Mühe (vgl. Tabelle 9, Aufgabe 11). Besonders bedenklich stimmt zudem der Trend, dass die Mathematikkenntnisse von Soziologiestudierenden in den letzten beiden Dezennien insgesamt schlechter geworden sind.

Ein kurzer Blick auf andere Studierfähigkeiten von Soziologiestudierenden zeigt zudem, dass diese nicht nur in Mathematik bedenklich zu sein scheinen. So werden immer wieder unzureichende Sprach- bzw. Deutschkenntnisse von Studierenden konstatiert, zum Beispiel kürzlich von Bernd Beuscher (2016) in der FAZ. In dem Sinne wären die festgestellten schlechten Mathematikkenntnisse nur Ausdruck von insgesamt mangelnden Kompetenzen zum Beginn des Studiums.

Fachspezifische Propädeutika zur Erlangung der notwendigen Studierfähigkeit könnten hier Abhilfe schaffen. So wäre eine Wiederholung von Schulmathematik mit gleichzeitiger Einführung in mathematische Grundlagen für den Hochschulbereich (etwa Mengenlehre, Logik, partielles Ableiten) daher für das Curriculum eines Soziologiestudiums bedenkenswert. Derartige propädeutische Kurse auf freiwilliger Basis wurden in Leipzig im Wintersemester 2013/14 und 2014/15 angeboten. Dieses Angebot wurde jedoch kaum angenommen, insbesondere auch nicht von denjenigen Studierenden, die besonders mangelhafte Mathematikkenntnisse hatten. Erfolgversprechend wären deshalb vermutlich nur Pflichtkurse.

Literatur

- Baumert, J., Bos, W., Lehmann, R. (Hg.) 2000: TIMSS/III. Dritte Internationale Mathematik- und Naturwissenschaftsstudie – Mathematische und naturwissenschaftliche Bildung am Ende der Schullaufbahn. Band 2: Mathematische und physikalische Kompetenzen am Ende der gymnasialen Oberstufe. Opladen: Leske + Budrich.
- Beuscher, B. 2016: Studienanfänger – leseschwach und verantwortungsscheu. Frankfurter Allgemeine Zeitung online 24. Februar 2016. www.faz.net/aktuell/beruf-chance/campus/ein-professor-beklagt-schwache-studienanfaenger-14078432.html, letzter Aufruf 8. März 2016.
- Braun, N., Keuschnigg, M., Wolbring, T. 2012: Wirtschaftssoziologie I. Grundzüge. München: Oldenbourg.
- Boudon, R. 1974: Education, Opportunity and Social Inequality. Changing Prospects in Western Society. New York: Wiley.
- Grebe, U. 2013: Haben Mädchen mehr Mühe mit Mathe? Geschlechtsunterschiede im Bereich der Mathematik – Sichtung und Analyse. Hamburg: disserta.
- Halpern, D.F. 2012: Sex Differences in Cognitive Abilities. New York, Hove: Psychology Press.
- Handelsblatt 2005: Tabelle: Pisa-Ergebnisse der Bundesländer. Handelsblatt online 13. September 2005. www.handelsblatt.com/politik/deutschland/tabelle-pisa-ergebnisse-der-bundeslaender/2550758.html, letzter Aufruf 24. März 2016.
- Hartmann, P. 1998: Studierende im Kampf mit der Statistik. Ursachen und Lösungsansätze. Soziologie, 27. Jg., Heft 2, 44–60.
- Helmke, A. 1992: Selbstvertrauen und schulische Leistungen. Göttingen: Hogrefe.
- Hsiu-Zu, H., Senturk, D., Lam, A.G., Zimmer, J.M., Hong, S., Okamoto, Y., Chiu, S.-Y., Nakazawa, Y., Wang, C.-P. 2000: The affective and cognitive dimensions of math anxiety: a cross-national study. Journal for Research in Mathematics Education, 31. Jg., Heft 3, 362–379.
- Inzlicht, M., Ben-Zeev, T. 2000: A threatening intellectual environment: Why females are susceptible to experiencing problem-solving deficits in the presence of males. Psychological Science, 11. Jg., Heft 5, 365–371.
- Klieme, E., Artelt, C., Hartig, J., Jude, N., Köller, O., Prenzel, M., Schneider, W., Stanat, P. (Hg.) 2010: PISA 2009. Bilanz nach einem Jahrzehnt. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann.
- Murayama, K., Pekrun R., Lichtenfeld, S., vom Hofe, R. 2013: Predicting long-term growth in students' mathematics achievement: The unique contributions of motivation and cognitive strategies. Child Development, 84. Jg., Heft 4, 1475–1490.
- OECD 2004: Lernen für die Welt von morgen. Erste Ergebnisse von PISA 2003. Paris: OECD.

- PISA-Konsortium Deutschland 2004: PISA 2003. Der Bildungsstand der Jugendlichen in Deutschland – Ergebnisse des zweiten internationalen Vergleichs. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann.
- Prenzel, M., Sälzer, C., Klieme, E., Köller, O. (Hg.) 2013: PISA 2012. Fortschritte und Herausforderungen in Deutschland. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann.
- Rohrman, B. 1978: Empirische Studien zur Entwicklung von Antwortskalen für die sozialwissenschaftliche Forschung. Zeitschrift für Sozialpsychologie, 9. Jg., 222–245.
- SKBF 2014: Bildungsbericht Schweiz 2014. Aarau: Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung.
- Sweeney, E. J. 1953: Sex differences in problem-solving. Department of Psychology, Report No. 1. Stanford: Stanford University.

Anhang

Tabelle 8: Anteile korrekter Antworten zu den Aufgaben 1 bis 10

Aufgabe	Anteile* richtiger Lösungen [%]	Aufgabe	Anteile* richtiger Lösungen [%]
Bitte lösen Sie die folgenden Rechenaufgaben:			
1. $17 + 29 + 4 =$	96,0 (95,9) (96,5)	3. $3 * 12 * 4 =$	89,3 (89,4) (89,0)
$20 - (9 + 7) =$	97,4 (96,9) (98,2)	$15 * (16 : 8) =$	96,6 (96,1) (97,8)
2. $13 + 6x + 7 =$	83,7 (81,9) (87,2)	4. $7 * 6x : 3 =$	62,6 (59,9) (67,4)
$18x - (13 + 6x) =$	56,7 (52,2) (64,8)	$12x * 4 : 8x =$	45,0 (41,1) (52,9)
5. $12 * (4 + 5) =$	95,7 (95,4) (96,0)	7. $6^2 =$	99,1 (98,8) (99,6)
$(6 * 7) - 19 =$	89,0 (89,6) (87,7)	$(4 - 9)^2 =$	85,6 (84,5) (87,7)
6. $a + 3 + a + a + 2 =$	90,9 (88,2) (95,6)	8. $(x - 3)^2 =$	56,7 (56,8) (56,8)
$a * b * a * a * 4 =$	79,7 (78,7) (81,1)	$(x - 0,5)^2 =$	33,0 (30,4) (37,9)
Schreiben Sie als Dezimalzahlen:		Schreiben Sie als Prozentzahlen:	
9. $3 / 5 =$	82,0 (78,5) (88,6)	10. $0,74 =$	82,6 (82,1) (85,0)
$1 / 9 =$	56,4 (53,1) (63,0)	$0,13 =$	82,8 (82,1) (85,5)

* Die erste Zahl gibt den Anteil der korrekten Antworten, die mit 1 Punkt bewertet wurden (N=645). Die erste Zahl in Klammern gibt den Anteil korrekter Antworten bei den Frauen (N=414) und die zweite Zahl in Klammern den Anteil korrekter Antworten bei den Männern (N=227) wieder. Keine Antwort und Antworten, die mit einem halben Punkt bewertet wurden, zählen zu den falschen Antworten. Folgende geschlechtsspezifischen Unterschiede in den Anteilen korrekter Antworten sind auf 5%-Niveau signifikant: Aufgabe 2.2; Aufgabe 4.2; Aufgabe 6.1; Aufgabe 9 (beide); Aufgabe 11 (alle) und Aufgabe 12 (alle).

Tabelle 9: Anteile korrekter Antworten zu den Aufgaben 11 und 12

Aufgabe	Anteil* richtiger Lösungen [%]
11. Lösen Sie die folgenden Textaufgaben:	
Im Berichtsjahr sind 35.000 Menschen arbeitslos. Im Vorjahr waren es nur 20.000. Um wie viel Prozent hat sich die Zahl der Arbeitslosen erhöht?	66,7 (57,7) (84,1)
Angesichts der starken Erhöhung werden Maßnahmen beschlossen, die die Zahl der Arbeitslosen (35.000) um 20% senken sollen. Wie viele Personen wären dann noch arbeitslos?	74,0 (68,4) (84,6)
Die Zahl der Arbeitslosen hat sich um 15% erhöht: jetzt beträgt sie 23.000. Wie hoch war sie vorher?	35,2 (28,0) (48,9)
Angesichts der schlechten Auftragslage wird in einem Betrieb vereinbart, sämtliche Löhne und Gehälter im Folgejahr um 5% zu senken, sie im Ausgleich dafür aber im übernächsten Jahr wieder um 5% anzuheben. Wie viel Prozent ihres ursprünglichen Lohnes oder Gehaltes erhalten die Mitarbeiter dann?	26,7 (22,0) (35,7) Inkl. 0,5-Punkte: 39,4 (33,3) (48,1)
12. Betrachten Sie die folgende Menge von $n = 6$ Zahlen x_i : $\{8;4;2;6;3;7\}$ Berechnen Sie:	
für $i=1$ bis n : $\sum x_i =$	46,2 (43,0) (52,4)
für $i=1$ bis n : $\sum (x_i)^2 =$	26,2 (23,9) (30,8)
für $i=1$ bis n : $\sum (x_i - 6)^2 =$	23,4 (19,6) (30,8)
für $i=1$ bis n : $(\sum x_i)^2 =$	33,2 (27,5) (44,1)

Ann. der Redaktion: Die Lösung der Aufgaben finden Sie im nächsten Heft.

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Ruth Abramowski, M.A., Salzburg
Juliane Achatz, Nürnberg
Dr. Behrouz Alikhani, Münster
Fabian Anicker, M.Sc., Münster
Dr. phil. Maria Backhouse, Jena
Sandra Balbierz, M.A., Eichstätt
Dipl.-Soz. Niklas Barth, München
Frank Beier, Dresden
Anna Lea Berg, M.A., Berlin
Dr. Gwendolin Blossfeld, Bamberg
Moritz Boddenberg, M.A., Hamburg
Dr. Mandy Boehnke, Bremen
Dr. Ulf Bohmann, Jena
Dr. Daniela Böhringer, Hildesheim
Dr. Jasper Böing, Hagen
Dr. Saša Bosančić, Augsburg
Prof. Dr. Silke Bothfeld, Bremen
Veit Moritz Braun, München
Maximilian Breger, M.A., Siegen
Sven Broschinski, Oldenburg
Thomas Brunner, M.A., Landau
Prof. Dr. Marta Bucholz, Bonn
Johann Carstensen, M.A., Hannover
Prof. Dr. Karl August Chassé, Frankfurt am Main
Dr. Andreas Damelang, Nürnberg
Dr. Michael Dellwing, Kassel
Dr. Alma Demszky, München
Prof. Dr. Leonard Dobusch, Wien
Tristan Dohnt, M.A., München
Tobias Drewlani, M.A., München
Nikolai Drews, M.A., Oldenburg
Jun.-Prof. Dr. Christian Ebner, Köln
Lina Eckhardt, M.A., Kassel

Dr. Martin Ehlert, Berlin
Debora Eicher, M.A., Mainz
Jun.-Prof. Dr. Lea Ellwardt, Köln
Dr. Ursula Engelfried-Rave, Koblenz
Franz Erhard, Leipzig
Andreas Filser, Oldenburg
Dr. phil. Peter Fischer, Dresden
Victoria Fischer, M.A., Erfurt
Anja Frank, M.A., Leipzig
Dr. Saskia Freye, Bochum
Christian Fritz-Hoffmann, M.A., Oldenburg
Dr. AR. Markus Gamper, Köln
Dipl.-Soz. Sarah Glück, Friedrichshafen
Benjamin Görgen, M.A., Münster
Dr. Anja Gregor, Jena
Dr. Johanna Groß, Hannover
Daniel Guagnin, M.A., Berlin
Julia Heidler, M.A., Köln
Dr. Holger Herma, Hildesheim
Kathinka Hertlein, Marburg
Felicitas Heßelmann, M.A., Berlin
Stefanie Heyne, M.A., Bamberg
Dr. Judith Hilgers, Koblenz
Bernadette Hof, M.A., Halle an der Saale
Dipl.-Soz. Buelent Imrek, Frankfurt am Main
Sebastian Jakob, M.A., Chemnitz
Dr. Sylvia Kämpfer, Berlin
Dr. Serhat Karakayali, Berlin
Dr. Fabian Karsch, München
Anna Kasten, Berlin
Mareike Kaucher, M.A., Aachen
Nadiya Kelle, Berlin
Lukas Kerschbaumer, M.A., Nürnberg
Andreas Kewes, Siegen
Umer Khayyam, Münster
Sebastian Klauke, M.A., Kiel
Florian Kley, M.A., Leipzig
Dr. Sebastian Kohl, Uppsala

Anike Krämer, Bochum
Lisa Kressin, M.A., Hannover
Dr. Damien Krichewsky, Bonn
Rico Krieger, M.A., München
Dr. Gerhard Krug, Nürnberg
Daniel Kubiak, M.A., Berlin
Dr. Angela Kühner, München
Yvonne Kuhnke, M.A., München
Dr. Anne-Kristin Kuhnt, Duisburg
Katharina Kunißen, M.A., Mainz
Dr. Carolin Küppers, Berlin
Dr. Edelgard Kutzner, Dortmund
Philip Lambrix, M.A., Mainz
Dr. Stefan Laube, Frankfurt am Main
Judith Lehmann, Chemnitz
Dr. Halyna Leontiy, Essen
Felix Leßke, M.A., Bonn
Martin Leusch, Bremen
Dipl.-Soz. Carina Liebler, Marburg
Prof. Dr. Jens Loenhoff, Essen
Lena Loge, M.A., Darmstadt
Dr. Markus Lörz, Hannover
Dr. Julia Martínez Ariño, Göttingen
Dr. habil. Tomas Marttila, Bamberg
Dipl.-Soz. Katharina Mayr, München
Dr. Wolfgang Menz, München
Katinka Meyer, M.A., Berlin
Patrik Müller, Kassel
Dipl.-Soz. Caroline Näther, Luzern
Dr. Sebastian Nessel, Graz
Dr. Anke Neuber, Kassel
Denis Newiak, Potsdam
Jun.-Prof. Dr. Natascha Nisic, Hamburg
Dipl.-Soz. Catharina Peeck, Hannover
Dr. Glaucia Peres da Silva, Duisburg
Andrea Ploder, M.A., Graz
Ann-Kathrin Radig, M.A., Stuttgart
Prof. Dr. Tilman Reitz, Jena

Dr. Heiko Rüger, Wiesbaden
Maïke Rump, M.A., Leipzig
Dr. Zerrin Salikutluk, Berlin
Fabio Santos, M.A., Berlin
Golnaz Sarkar-Farshi, Weimar
Sina Schadow, Essen
Claudia Scharf, M.A., Bergisch Gladbach
Holger Schmidt, Köln
Dr. Ina Schmied-Knittel, Freiburg
Dipl.-Soz. Edina Schneider, Halle an der Saale
Prof. Dr. Sebastian Schnettler, Oldenburg
Anna Schnitzer, M.A., Zürich
Tina Schröder, M.A., Dortmund
Prof. Dr. Claudia Schuchart, Wuppertal
Miklas Schulz, M.A., Göttingen
Dr. Wiebke Schulz, Bielefeld
Verena Schulze Palstring, Nürnberg
Dipl.-Soz. Christoph Seidel, Bielefeld
Lisa Severing, B.A., Bochum
Dr. Hans Siebers, Tilburg
Gabriele Maria Sigg, Berlin
Ajit Jacob Singh, Fulda
Dipl.-Soz. Philipp Sischka, Trier
Leonie Steckermeier, M.A., Magdeburg
Anna Stenpaß, M.A., Bremen
Dipl.-Soz. David Stiller, Dresden
Sebastian Stockmann, M.A., Münster
Dr. Erwin Stolz, Graz
Dr. phil. Sacha Szabo, Merzhausen
Prof. Dr. Janna Teltemann, Hildesheim
Prof. Dr. Clemens Tesch-Römer, Berlin
Dr. phil. Eva Tolasch, München
Dipl. Sozw. Sabine Trittler, Göttingen
Dr. Monika Urban, Bremen
Raphael Vogel, M.A., Luzern
Dr. phil. Stefan Walter, Oldenburg
Dr. Marliese Weißmann, Göttingen
PD Dr. Jan Weyand, Erlangen

Torsten Winkler, M.A., Magdeburg
Dr. Nils Witte, Karlsruhe
Thomas Wöhler, M.A., Konstanz
Dr. Susanne Worbs, Nürnberg
Arne Worm, M.A., Göttingen
Dr. Philip Wotschack, Berlin
Dr. Hannah Zagel, Berlin
Dipl.-Soz. Franz Zahradnik, Zürich

Neue studentische Mitglieder

Frieder Beckmann, Berlin
Marlen Beckmann, Düsseldorf
Florian Benner, Frankfurt am Main
Tobias Crump, Köln
Lukas Dehm, Mainz
Clément Dréano, Frankfurt am Main
Frederic Fuessmann, München
Frederic Markus Gerdon, Mainz
Marlene Hartmann, Hamburg
Jan Paul Hölzel, Marburg
Otto Klassen, Jena
Daniel Krampe, Bad Camberg
Viola Logemann, Bremen
Leonard Mach, Karlsruhe
Jonatan Möller, Dresden
Rosa Mugler, Ludwigsburg
Daniela Müller, Kelsterbach
Sebastian Müller, Leipzig
Carsten Ohlrogge, Münster
Frank Osterloh, Lippstadt
Julia Panzer, Hamburg
Niklas Petersen, Leipzig
Alessandra Schädel, Bielefeld
Sophie Schkölziger, Schwaikheim
Stephan Schütze, Düsseldorf
Alina Vogelgesang, Münster
Sebastian Weißgerber, Eichstätt

Austritte

Dr. Reimund Anhut, Bielefeld
Sven Boden, Witten
Jessica Breidbach, Essen
Hannah Carola Brenner, Schönkirchen
Inés Brock, Halle an der Saale
Luise Burkhardt, Berlin
Mario Daum, Wörth am Rhein
Prof. Dr. Christiane Dienel, Berlin
Albrecht Handke, Dresden
Prof. Dr. Paul B. Hill, Aachen
Nora Jehles, Mülheim an der Ruhr
Ercan Karakoyun, Berlin
Prof. em. Dr. Horst Kern, München
Daniel Kerpen, Aachen
Dr. Bärbel Könekamp, Darmstadt
Dipl.-Soz. Jan-Michael Kühn, Berlin
Prof. Dr. Franz Lehner, Gelsenkirchen
Stephan Leufer, Hamburg
Dr. Wolfram Lutterer, Krippenheim
Laura Maleyka, Hildesheim
Sebastian Matysek, Hamburg
Dipl.-Soz. Monika, Mischke, Hamburg
Anatol-Fiete Näher, Frankfurt am Main
Mario Niemann, Potsdam
Max Orlich, Freiburg
Sascha Oswald, Hildesheim
Frederik Peters, Rostock
Christian Reißig, Magdeburg
Bastian Schenker, Hamburg
Johannes Karl Schmees, Osnabrück
Dr. Rhea Seehaus, Frankfurt am Main
Simone Stopperan, Remse
Tabea Tietz, Potsdam
Prof. em. Dr. Gerd Vonderach, Oldenburg
Dr. Pamela Wehling, Greven
Dr. Stefan Weick, Mannheim

Susanne Weiß, Mainz
Felix Werner, Nürnberg
Sigune Wieland, Straubenhardt
Dr. Mundo Yang, Berlin
Katharina Zay, Würselen

Verstorben

Prof. em. Dr. Thomas Luckmann, Konstanz
Prof. Dr. Thomas Olk, Wettin-Löbejün

Sektion Familiensoziologie

Frühjahrstagung in Duisburg

Am 18. und 19. Februar 2016 fand an der Universität Duisburg-Essen die Frühjahrstagung der Sektion Familiensoziologie zum Thema »Familie und Migration« statt. Etwa 50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer verschiedener Universitäten und Forschungsinstitutionen diskutierten anderthalb Tage angeregt unter anderem über Familienkonstellationen, Fertilität und Bildung im Kontext von Migration.

In der ersten Session ging es um Partnerschaften im Kontext von Migration. Im seinem Beitrag beschäftigte sich *Jan Gellermann* (Siegen) mit den Prozessen der Paarbildung und den Lebensverläufen von Heiratsmigrantinnen aus der Türkei. Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass es häufig zu erheblichen Differenzen zwischen Heiratsmigrantinnen aus einem eher modernisierten Umfeld in der Türkei und ihrem neuen, weniger modernisierten sozialen Umfeld in Deutschland kommt. *Manuel Siegert* und *Anja Sticks* (Nürnberg) hoben in ihrem Vortrag »Importierte Unabhängigkeit? Warum türkischstämmige Frauen türkische Männer aus der Türkei heiraten« dagegen hervor, dass diese Form der Heiratsmigration türkischstämmigen Frauen mit guter Ausbildung auf Grund ihrer relativen Machtposition mehr Unabhängigkeit vom Ehemann und dessen Familie ermöglicht. Ihre Ergebnisse zeigten aber auch, dass diese Paare trotzdem eine traditionelle Arbeitsteilung praktizieren.

Die zweite Session des ersten Tages befasste sich mit »Kinderwunsch und Kinderlosigkeit im Kontext von Migration«. *Sarah Carol* (Köln) stellte in ihrem Vortrag »Attitudes towards abortion in the aftermath of immigration: A cross-national perspective« die Frage, inwieweit ein möglicher Migrationshintergrund die Einstellung zur Abtreibung beeinflusst. Anhand der Daten von 7.000 Befragten des EURISLAM Survey verglich sie verschiedene Politiken, normative Vorgaben und individuelle religiöse Präferenzen. Im Anschluss referierten *Sabine Keller* und *Antje Röder* (Chemnitz) zum Thema »Familie oder Herkunftskultur – Warum haben Migranten mehr Kinder?« und fokussierten sich auf die zunehmende Bedeutung von Immigration für die Einwanderungsgesellschaft. Sie betonen, dass die Geburtenrate trotz schrittweiser Akkulturation bei Personen mit Migrationshintergrund signifikant höher ist. Im dritten Vortrag dieser Session berichtete *Robert Naderi* (Wiesbaden) aktuelle Studienergebnisse zu Kinderlosigkeit von Frauen mit türkischem Migrationshintergrund in Westdeutsch-

land. Er beschrieb anhand der Daten des Mikrozensus 2012 sozioökonomische Aspekte (zum Beispiel Herkunftsregion, Wanderungserfahrung, Aufenthaltsdauer) von Frauen ohne Migrationshintergrund im Vergleich zu Frauen mit Migrationshintergrund.

In der dritten Session »Bildung und Familie im Kontext von Migration« widmete sich *Anna Gansbergen* (Bochum) auf Basis von Daten der Studie »Bremer Kinder 2010–2011« der Frage, inwieweit sich das soziale Kapital von Kindern in Form von Freundschaften auf ihre Noten auswirkt. Hauptergebnis der Untersuchung war, dass der Migrationshintergrund der Freunde keine Rolle spielt, sondern ausschließlich deren Kapitalausstattung. Im zweiten Vortrag von *Petra Stein* und *David Becalarczyk* (Duisburg-Essen) »Die zukünftige Entwicklung der beruflichen Positionierung von Migranten der dritten Generation« wurde die Methode der dynamischen Mikro-Simulation vorgestellt, mit deren Hilfe Faktoren identifiziert werden können, die den Angleichungsprozess von Migranten und Nicht-Migranten im Zeitverlauf beeinflussen.

In der vierten Session ging es in vier Vorträgen um »Fertilität im Kontext von Migration«. *Sonja Haug* (Regensburg) stellte in ihrem Vortrag »Reproduktionsmedizin und Familienplanung bei Frauen mit Migrationshintergrund« Ergebnisse der Studie »Der Einfluss sozialer Netzwerke auf den Wissenstransfer am Beispiel der Reproduktionsmedizin (NeWiRe)« vor. Der Vortrag von *Helen Baykara-Krumme* (Chemnitz) und *Nadja Milewski* (Rostock) beleuchtete die Fertilität von Migranten in Deutschland im Vergleich zu ihrem Herkunftskontext, der Türkei. Daran schloss sich der dritte Vortrag an, in dem *Katharina Wolf* (Rostock Groningen) auf Basis des MAFE-Datensatzes über das potentiell unterschiedliche Fertilitätsverhalten von afrikanischen Migranten aus Ghana im Vergleich zu jenen, die in Ghana geblieben sind, referierte. Migranten weisen im Vergleich zu Nicht-Migranten eine geringere Fertilität auf, die auf eine hohe Bildungsaspiration zurückzuführen ist. Daran schloss sich thematisch der Vortrag von *Elisabeth K. Kraus* (Barcelona) zum »Fertilitätsverhalten von senegalesischen Migranten und Nichtmigranten in paarbezogener Perspektive« an. Ebenfalls auf Basis der MAFE-Daten wurde ein niedrigeres Fertilitätsverhalten von Migranten im Vergleich zu Nicht-Migranten präsentiert, welches aber nur zum Teil auf Bildungseffekte zurückzuführen ist.

Die erste Session am zweiten Tagungstag umfasste drei Vorträge zum Thema »Transnationale Familien«. *Eveline Reisenauer* (Hildesheim) untersuchte in ihrem Vortrag »Transnationalen Familienarrangements türkischer

MigrantInnen in Deutschland« anhand qualitativer Interviews die Ausgestaltung fernräumlicher Familienbeziehungen. Hier zeigte sich, dass in Deutschland lebende MigrantInnen über viele Jahre hinweg enge, wenn auch sich stetig verändernde Beziehungen zu Verwandten und Freunden in der Türkei aufrechterhalten. Im zweiten Vortrag untersuchte *Eveline Ammann Dula* (Frankfurt am Main) die Transmission von transnationalen Migrationserfahrungen. Anhand qualitativer Interviews verschiedener Familienmitglieder aus dem ehemaligen Jugoslawien wurde gezeigt, inwieweit Migrationserfahrungen Familienprozesse beeinflussen und innerhalb der Familie tradiert werden. Der dritte Vortrag dieser Session von *Simon Moses Schleimer* (Leipzig) untersuchte die Remigration kurdischer Familien in den Irak. Hierzu wurden im Nordirak lebende Kinder und Jugendliche zu ihrer Rückkehr befragt. Die Interviews konnten aufdecken, dass die Remigration häufig gegen den Willen der Kinder und Jugendlichen erfolgte und mit erheblichen Trennungs- und Verlusterfahrungen einhergeht.

Nach einer kurzen Pause ging es in der sechsten Session um »Familienbeziehungen im Kontext von Migration«. Zunächst hielten *Bettina Isengard*, *Ronny König* und *Marc Szydlík* (Zürich) einen Vortrag mit dem Titel »Funktionale Generationensolidarität in Europa: Unterschiede nach ethnischer Herkunft?« Unter Rückgriff auf die fünfte Welle des SHARE überprüften sie in Bezug auf den Austausch von Raum, Geld und Zeit einerseits, ob Unterschiede zwischen Migranten und Nicht-Migranten existieren und andererseits, ob es Unterschiede zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen gibt. Danach stellte *Aslıgül Aysel* (Bochum) in ihrem Vortrag »Familienprojekte in der Migration« Ergebnisse einer qualitativen Befragung von türkischen Migranten in Duisburg vor. Sie untersuchte, inwieweit eine Transmission von Migrationszielen zwischen den eingewanderten Eltern und der zweiten Kindergeneration in Bezug auf Bildung erfolgt.

In der siebten und letzten Session dieser Tagung zum Thema »Einstellungen und Werte im Kontext von Migration« gingen *Anja Mays* und *Verena Hambauer* (Göttingen) anhand quantitativer Analysen der SOEP-Daten der Frage nach, inwieweit sich familienbezogene Werthaltungen im Untersuchungszeitraum (1992–2012) in Abhängigkeit vom Migrationsstatus verändert haben. Ihre Wachstumskurvenmodelle deuteten darauf hin, dass sich familiäre Einstellungen bei türkischstämmigen und südeuropäischen Einwanderern im Kalenderzeitverlauf im Mittel denen der deutschen Aufnahmegesellschaft angleichen. *David Kretschmer* (Mannheim) untersuchte auf Basis der CILS4EU-Teilstichprobe (1. Welle) Unterschiede

in Geschlechtsrolleneinstellungen zwischen Jugendlichen mit bzw. ohne Migrationshintergrund. Er konnte mittels detaillierter Mediationsanalysen zeigen, dass die im Mittel weniger traditionellen Einstellungen der einheimischen deutschen Jugendlichen primär durch zwei Faktoren erklärbar sind: (1) durch die ebenfalls weniger traditionellen elterlichen Geschlechterrolleneinstellungen sowie (2) durch ihre geringere Religiosität. Der darüberhin-
ausgehende Einfluss sozialstruktureller Elternmerkmale fiel hingegen eher schwach aus.

Oliver Arránz Becker, Anne-Kristin Kuhnt, Corinna Onnen,
Matthias Pollmann-Schult, Johannes Stauder und Anja Steinbach

Sektion Organisationssoziologie

Frühjahrstagung »Wissen und Organisation im Spannungsfeld von
Öffentlichkeit, Steuerung und Digitalisierung« am 14. und 15. April 2016
an der Universität Potsdam

In welchem Verhältnis stehen Wissen und Organisation zueinander? Unter diesem bewusst weit gefassten Leitthema lud die Sektion Organisationssoziologie im April zu ihrer Frühjahrstagung ein. Die vermeintliche Klarheit des Verhältnisses von Wissen und Organisation verlor bereits mit dem Eingangsvortrag seine Unschuld. *Veronika Tacke* (Bielefeld) sondierte das Feld und diskutierte die Herausforderungen einer organisationssoziologisch aussichtsreichen Erschließung dieser »Liaison«. Vor allem dort, wo die beiden Konzepte eine konzeptionell enge Liaison eingehen, drohe eine Entspezifizierung des Organisationsbegriffs und damit des Verständnisses von Organisationen als formalisierten Sozialzusammenhängen.

Die insgesamt neun Vorträge und zwei Posterpräsentationen markierten drei Schwerpunkte der organisationssoziologischen Annäherung an die Liaison von Wissen und Organisation: Erstens betraf dies die Verknüpfung zweier Analysedimensionen: In welchem Verhältnis stehen explizites und implizites Wissen einerseits und organisatorische Formalität und Informalität andererseits? Verfügen auch Organisationen über implizites Wissen, oder ist dies ausschließlich Individuen möglich? Anhand der kreativen Spiele bei der Erstellung polizeilicher Statistiken und der Neukundenzählung in Kreditinstituten ging der Vortrag von *Anja Mensching* (Sudenburg)

der Rolle von geteiltem, nicht explizierbarem Wissen im Kontext organisationaler Kontrolle nach.

Zweitens kristallisierte sich heraus, dass das Faszinosum »Wissen« für OrganisationsforscherInnen weniger in der Untersuchung impliziten oder expliziten Wissens liegt, sondern an den Grenzen beider Wissensformen, im Bereich der Explizierung und der Explizierbarkeit von Wissen, zu suchen ist. Der Vortrag von *Judith Muster* (Potsdam) widmete sich der Beschreibung routinierter Restrukturierungen mit dem latenten Ziel des Personalabbaus und fragte nach den Umgangsweisen der Mitglieder mit diesem Damoklesschwert. Zum Verständnis derartiger »Schrumpfungsroutinen« erwies sich die Revitalisierung der luhmannschen Idee der Programmverschachtelung als fruchtbar. Die »Übriggebliebenen« dieser Routinen entwickelten einen beachtlichen Wissenskorpus über die (Dys-)Funktionalitäten von Organisation; von den Zyklen der Veränderung über Darstellungszereemonien bis hin zu Entkopplungsprozessen.

Den Dynamiken von Steuerungsambitionen widmete sich *Matthias Hahn* (Hannover) in seiner vergleichend angelegten Untersuchung von QualitätsmanagerInnen an Hochschulen. Er rekonstruierte fünf Rahmungen des eigenen Selbstverständnisses, an denen besonders die Kunstfertigkeit und Geschwindigkeit beeindruckte, mit der sie in Anschlag gebracht, zurückgezogen, angedeutet und ausgewechselt werden. Diese auf implizitem Wissen beruhende Jonglage entschärft einerseits das Qualitätsmanagement in seiner Sprengkraft, hält es jedoch zugleich »angriffsbereit« gegenüber der Hochschulpraxis.

Die Beiträge von *Hannah Mormann* (Luzern), *Eva-Maria Walker* (Alfter bei Bonn) und *Dżifa Ametowobla* (Berlin) bestärkten die Vermutung, dass gerade in der Beschäftigung mit Prozessen der Explikation die besondere Stärke einer organisationssoziologischen Perspektive liegen könnte. Aus unterschiedlichen theoretischen Richtungen widmeten sie sich der Bedeutung von Standardsoftware, insbesondere von SAP, für die Explikation von Mitglieder- bzw. Organisationswissen. Hannah Mormann zeigte, dass Standardsoftware in Organisationen zwar zu einer drastischen Unsicherheitsreduktion beiträgt, jedoch vom Prozess der Anschaffung bis zum Customizing nicht nur materialisiertes Organisationswissen (in Form der standardisierten Software), sondern auch operatives Organisationswissen generiert wird. Strukturell geraten Organisationen aber gegenüber der Software dennoch ins Hintertreffen, weil sie ihre Probleme in die standardisier-

te Systemlogik »einbauen« müssen und so neue Passungsproblematiken generieren.

Aus der Verwaltung dieser Passungsproblematik erwachsen zum Teil recht imposante Machkonstellationen. So zeigte Eva-Maria Walker, dass mit der Einführung von SAP im Handel eine Transformation der Anerkennungsordnung einhergeht, indem datenpflegende Abteilungen zu zentralen Formalisierungs-, Zentralisierungs- und Steuerungsinstanzen avancieren. Die mikropolitischen Finessen dieses Prozesses beleuchtet Dzifa Ametowobla in ihrem Forschungsprojekt zur Einführung eines SAP-basierten Informationssystems für die Operationsplanung in Krankenhäusern. Indem das Informationssystem konzeptionell getrennte Modelle des Organisierens technisch verschränkt, greift es – etwa durch die Verkopplung vormals lose verbundener Spiele – tief in die organisationale Mikropolitik ein. Insbesondere für Prozessplaner geht die Einführung von Informationssystemen hier Hand in Hand mit der sorgsamten Pflege und dem stillen Ausbau der Ungewissheitszonen.

Dem Aufbrechen von Wissensmonopolen und den damit verbundenen Turbulenzen widmete sich der Vortrag von *David Seibt* (München). Am Beispiel der Prothetik zeigte er, dass die vormals enge Allianz von Prothesenherstellern und Sanitätshäusern zunehmend erodiert. Ursache dafür ist das Engagement eines neuen Mitspielers: Der Open-Hardware-Community. Insbesondere Armprothesen lassen sich mithilfe von 3-D-Druckern und einer immer exakteren Modellierung durch CAD-Software in akzeptabler Qualität herstellen. Die vormals durch Sanitätshäuser vorgenommene Anpassung der Prothesen verliert dadurch an Bedeutung. Dass damit auch das medizinisch geprägte Designmonopol der Hersteller fällt, zeigt ein Prothesenfavorit von Kindern: Die Spiderman-Hand.

Auf die Grenzen der Explizierbarkeit von Wissen machte *Jochen Gläser* (Berlin) in seinem Vortrag aufmerksam. Obgleich sich Hochschulen bemühen, das implizite Wissen über Forschungsprozesse zu »heben«, scheitern sie am Technologiedefizit von Forschung. Vor diesem Hintergrund bilden sich Surrogatlösungen heraus, die im Ländervergleich deutliche Ähnlichkeiten aufweisen. So zwingen indikatorenbasierte Evaluationen Hochschulen, ihren Anspruch an Steuerungswissen auf Wissen über die Leistung zu reduzieren und für deren Messung Indikatoren fragwürdiger Qualität in Stellung zu bringen.

Mit der zentralen Stellung von Standardsoftware für die Explikation von Organisationswissen wurde bereits der dritte Schwerpunkt der Tagung

angeschnitten: Prozesse und Strukturen der Digitalisierung präsentierten sich in den Vorträgen wie auch in der Diskussion als aussichtsreiches Feld für Forschungen mit dezidiert organisationssoziologischer Perspektive. In seinem Vortrag zu Digitalisierung und Big Data als »promising technologies« präsentierte *Hartmut Hirsch-Kreinsen* (Dortmund) einen Parforceritt durch die Diskursgeschichte der Industrie 4.0; vom Aufbau und der organisierten Pflege eines Umbruchsversprechens durch »die« Digitalisierung, vorbei an den wenigen Leuchtturmprojekten von Industrie 4.0 bis zu den zunehmend entgrenzten gesellschaftsutopischen Hoffnungen, die mit Digitalisierung verbunden werden. Trotz dieser Dekonstruktion der Mythen der Digitalisierung steht eine umfassende soziologische Aufklärung dieser im doppelten Sinne »promising technology« bislang noch weitgehend aus. Die Organisationssoziologie könnte diese Einladung weitaus stärker als bisher für sich nutzen. Der Liaison von Wissen und Organisation fehlt es nicht an Risiken, aber eben auch nicht an Reiz.

Stefanie Büchner

Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse

Frühjahrstagung zum Thema »Sozialstruktur und Kultur« am 25. und 26. Februar 2016 an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Ob Basis und Überbau, Materielles und Ideelles, objektive Lage und subjektives Bewusstsein – die Debatte um das Verhältnis von Sozialstruktur und Kultur durchzieht die Geschichte der Soziologie. Die Frühjahrstagung der Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse hatte nicht zum Ziel, eine neue Grundsatzdiskussion zu diesem Thema zu entfachen, sondern fragte eher pragmatisch danach, wieviel »Kultur« die gängige Praxis der Sozialstrukturanalyse benötigt. Der analytische Rahmen des »Mainstreams« der Sozialstrukturanalyse bestehe, so *Gunnar Otte* (Mainz) in der Einführung, darin, die ungleiche Verteilung zentraler Ressourcen, Positionen und Opportunitäten in der Bevölkerung statistisch zu beschreiben. Zur Erklärung derartiger Regularitäten werde das Handeln von Akteuren im Rahmen von Makro-Mikro-Theorien aus objektiven Umständen hergeleitet. Dieses Modell sei zwar erfolgreich, stoße aber an Grenzen. Die 19 Vorträge boten eine Vielfalt an Perspektiven.

Zwei Beiträge setzten sich mit dem Verhältnis von Sozialstruktur und Kultur auseinander. *Clemens Albrecht* und *Lena Friedrich* (Koblenz) plädierten für eine kultursoziologisch reflektierte Sozialstrukturanalyse. Zum einen bedeute dies, dass die Sozialstrukturanalyse die Voraussetzungshaftigkeit ihrer Kategorien hinterfragen müsse. Zum anderen müsse das soziale Bewusstsein der Gesellschaftsmitglieder einbezogen und auf seine Passung mit etablierten Modellen untersucht werden. *Clemens Kroneberg* (Köln) präsentierte Ideen, wie das von Hartmut Esser entwickelte Modell der Frame-Selektion auf Fragen des sozialen Wandels angewendet werden kann. In Perioden sozialer Stabilität dominiere unhinterfragtes Handeln, das etablierten Frames folge, während in Zeiten rapiden Strukturwandels stärker kalkuliert werde.

Mehrere Vorträge konzipierten Kultur als latentes Konstrukt. So schlugen *Jens Ambrasat* und *Christian von Scheve* (Berlin) eine Modellierung des Habitus als psychische Struktur vor. Der Habitus wurde als ein sozialstrukturell verankertes Bündel von Welt- und Selbstbildern konzipiert, das in Lebensstilen zum Ausdruck komme. *Anja Mays* (Göttingen) stellte Längsschnittanalysen zu intra-individuellem Wertewandel vor. Sie zeigte, dass Werte sich im Lebenslauf verändern und dass veränderte Lebensumstände in einem Bereich zu einer Anpassung bereichsspezifischer Wertorientierungen führen. *Felix Wolter* (Karlsruhe) und *Sebastian Fückel* (Trier) setzten sich aus einer Rational-Choice-Perspektive mit dem Bedeutungsgewinn von Paraglaube auseinander. Nach ihren Analysen hängt dieser von der Verfügbarkeit alternativer Welterklärungen und von sozialstrukturellen Merkmalen ab.

Zwei Vorträge thematisierten das Verhältnis zwischen Sozialstruktur und kultureller Prägung der Arbeitsteilung im Haushalt. *Katja Köppen* und *Heike Trappe* (Rostock) fragten danach, wie sich das faktische und wahrgenommene Verhältnis der Arbeitsteilung auf das Fertilitätsverhalten auswirkt. Sie kamen zu dem Schluss, dass Geburten vermehrt in Konstellationen auftreten, in denen die Arbeitsteilung als fair empfunden wird und die Frau zugleich überwiegend für die Kinderbetreuung zuständig ist. *Natasha Nisic* (Hamburg) setzte sich mit Determinanten der Nachfrage nach haushaltsnahen Dienstleistungen im Vergleich von Großbritannien, Ost- und Westdeutschland auseinander. Ihre Analysen zeigen, dass die Nachfrage in Großbritannien und Westdeutschland hinter dem objektiven Bedarf zurückgeblieben ist, der aufgrund des Anstiegs der weiblichen Erwerbsbeteiligung zu erwarten wäre.

Komparative Perspektiven waren auch in anderen Beiträgen vertreten. *Jan Delhey*, *Christian Schneickert* und *Leonie Steckermeier* (Magdeburg) thematisierten die Auswirkungen sozialer Ungleichheit auf Statusängste europäischer Bürger. Sie demonstrierten, dass Statusängste unter anderem stärker über die materielle Deprivation, sowie über die Klassenspaltung und das Werteklima eines Landes erklärbar sind als über Einkommensungleichheiten. *Adrian Favell* (Leeds) und *David Reimer* (Aarhus) zeigten in einer Auseinandersetzung mit dem wachsenden Euroskeptizismus in sechs europäischen Ländern, dass kosmopolitische Einstellungen mit dem Ausmaß transnationaler Praktiken zunehmen und dass dieser Effekt für niedrig Gebildete stärker ausfällt als für hoch Gebildete. Der Vortrag von *Florian Stoll* (Bayreuth) fragte nach einem Modell für die Sozialstrukturanalyse der urbanen Mittelschicht in Kenia. Auf der Basis von rund neunzig biographischen Interviews beschrieb er sechs Milieus, die sich unter anderem nach Grundwerten unterscheiden.

Ein Tagungsblock thematisierte den Zusammenhang von sozialer Herkunft, kulturellem Kapital und Bildungsungleichheit. *Frederick de Moll* (Frankfurt am Main) betonte die in der Forschung vernachlässigten außerschulischen Bildungskontexte. Orientiert an Bourdieus Sozialraummodell zeigte er in seinen Analysen, dass der elterliche Habitus und die schulrelevante Erziehungspraxis deutlich mit der Klassenlage variieren. *Till Kaiser* (Berlin) analysierte die Wirkungen kultureller Aktivitäten und individueller Persönlichkeitseigenschaften auf den Schulerfolg. Nach seinen Befunden wirkt beides in Abhängigkeit von der elterlichen Bildung auf die Schulnoten. *Tim Sawert* (Potsdam) untersuchte, warum an allgemeinbildenden Schulen zunehmend alte Fremdsprachen gewählt werden, obwohl der TransfERNutzen fraglich ist. Seinen Ergebnissen zufolge entspringt die Wahl von Altsprachen einer bildungsbürgerlichen Distinktionshaltung gegenüber der »Mainstream«-Sprachwahl. *Nicolas Legewie* und *Ingrid Tucci* (Berlin) schlugen vor, die sozialstrukturelle Lebensverlaufsforschung um das Deutungsmusterkonzept zu erweitern. Auf der Basis biographischer Interviews von Migrantennachkommen zeigten sie, wie zum Beispiel individuelle Bildungsentscheidungen durch Deutungen von Rassismus- und Anerkennungserfahrungen moderiert werden können.

Drei Beiträge befassten sich mit dem auf Michèle Lamont zurückgehenden Konzept symbolischer Grenzziehungen. *Nicole Burzjan* und *Jennifer Eickelmann* (Dortmund) stellten Beobachtungen zu Grenzziehungspraktiken in Museen vor und problematisierten die methodische Erfassbarkeit

von Distinktionsabsichten. *Patrick Sachweh*, *Sarah Lenz* und *Evelyn Sthamer* (Frankfurt am Main) richteten den Fokus auf das Selbstbild der unteren Mittelschicht, welche entlang sozioökonomischer, moralischer und kultureller Kriterien plurale Grenzziehungen vornehme. *Nils Witte* (Bremen) arbeitete Strategien der Grenzziehung und -verwischung heraus, die Angehörige der türkischen Minderheit in Deutschland gegen Diskriminierung anwenden.

Zwei Vorträge thematisierten die Debatte um die Popularisierung des kulturellen Geschmacks in höheren Gesellschaftsschichten. *Oliver Fürtjes* (Siegen) belegte mit Zeitreihendaten, dass die soziale Zusammensetzung von Fußballpublika nach sozioökonomischen Kriterien seit vielen Jahrzehnten starke Ähnlichkeiten mit der Verteilung dieser Merkmale in der Gesamtgesellschaft aufweist. Die vermeintliche »Verbürgerlichung« des Fußballpublikums reflektiere den strukturellen Wandel und könne nicht durch kulturellen Wandel erklärt werden. *Debora Eicher*, *Katharina Kunißen*, *Gunnar Otte* (Mainz) und *David Binder* (Wien) systematisierten die Forschung zu Richard Petersons Omnivore-These, der zufolge ein breiter Geschmack den hochkulturellen Snobismus der oberen Schichten abgelöst hat. Ihre Literaturdiskussion problematisierte die Heterogenität der Definitionen und empirischen Zugänge, demonstrierte aber auch, dass die Mehrheit der Studien den postulierten Zusammenhang zwischen hohem Status und vielseitigem Geschmack nachweist.

Die Tagung unterstrich die Vielfalt der Möglichkeiten, mit denen sozialstrukturelle und kulturelle Perspektiven zusammengebracht werden können, sie offenbarte aber auch den Bedarf nach mehr Grundlagenforschung. Als positives Signal ist zu werten, dass die Tagung stark vom wissenschaftlichen Nachwuchs getragen wurde und dass in vielen Beiträgen unterschiedliche Methoden auf hohem Niveau verknüpft wurden.

Gunnar Otte, Debora Eicher, Katharina Kunißen und Matthias Lehmann

In memoriam Thomas Luckmann (14. Oktober 1927 – 10. Mai 2016)

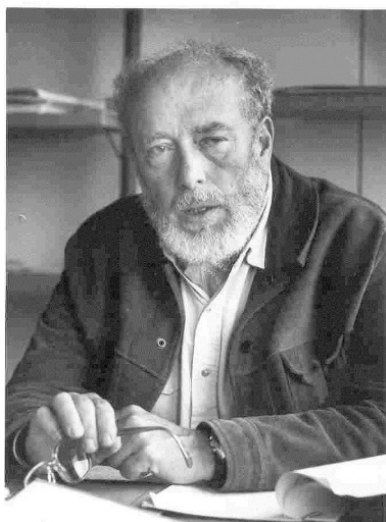


Foto: UVK

Am 10. Mai verstarb Thomas Luckmann nach langer Krankheit, einer der bekanntesten Sozialwissenschaftler im deutschsprachigen Raum und emeritierter Professor für Soziologie an der Universität Konstanz. Der Tod, so lehrte er, ist eine der großen Transzendenzen, der wir nur mit Symbolen und Ritualen begegnen können. Eine der kommunikativen Formen zum Umgang mit dieser großen Transzendenz im Alltag ist der Nachruf, der des Gestorbenen durch seine Biographie und die Bewertung seines Beitrags für die Gemeinschaft der Kommunizierenden gedenkt. Der Nachruf beginnt mit dem Leben.

Geboren wurde Thomas Luckmann am 14. Oktober 1927 im slowenischen Jesenice. Seine Mutter war Slowenin, sein Vater Österreicher. Nachdem er mit seiner Mutter 1943 nach Wien umgezogen war, hatte er das Ende des Krieges noch als Soldat in Deutschland erlebt. Nach dem Krieg machte er in Wien die Matura und studierte – nun wieder »slowenischer Ausländer« – zunächst im von der sowjetischen Armee besetzten Wien Sprachwissenschaften und Philosophie. 1949 schmuggelte er sich in die französische Besatzungszone und studierte in Innsbruck eine Reihe verschiedener Disziplinen, die von der Sprachwissenschaft bis zur Psychologie

reichen. Von Innsbruck aus bewarb er sich an der Sorbonne, in Oxford und in Yale für Stipendien – und erhielt von allen drei Universitäten Zusagen. Dass sein Weg nach New York führte, ist der Begegnung mit seiner späteren Frau Benita zu verdanken, die er in den Semesterferien bei der Flüchtlingsarbeit für die Vereinten Nationen kennen lernte. Die aus dem Baltikum stammende Benita Luckmann sollte selbst eine bedeutende Soziologin werden und durch ihre gemeindesoziologischen Arbeiten, ihre Forschung zur wissenschaftlichen Emigration und ihre Analysen der »kleinen Lebenswelten« große Anerkennung erfahren. Beide heirateten 1950 noch im Salzburger Dom, bevor sie nach New York zogen, wo ihre erste Tochter zur Welt kam. Thomas Luckmann zog deswegen 1951 nach New York zu seiner Familie, die im Laufe der Zeit um zwei weitere Töchter anwuchs. Das Leben der Familie war zunächst sehr prekär; eher durch Zufall erhielten beide Elternteile Stipendien an der *Graduate Faculty* der *New School for Social Research*. Diese Einrichtung hatte viele Emigranten aus Europa aufgenommen und ihnen die Möglichkeit zur Forschung und Lehre geboten. Dazu gehörten die Lehrer Luckmanns, also etwa der mittlerweile selbst zum Klassiker der Soziologie avancierte Alfred Schütz, der Philosoph Karl Löwith, der ihn stark beeinflusste, der Phänomenologe Dorian Cairns, sowie Albert Salomon und Carl Meyer. Meyer war es auch, der ihm eine Stelle für eine halbjährige Feldforschung über die Religion im Nachkriegsdeutschland anbot, um Peter Berger zu ersetzen, der als Soldat in den Korea-Krieg geschickt wurde. Berger und Luckmann hatten einander in den Seminaren von Karl Löwith und Alfred Schütz getroffen, und gemeinsam werden sie zwei Bücher und eine Reihe von Aufsätzen verfassen. Luckmann hatte sich zuvor mit einer breiten Palette an wissenschaftlichen Disziplinen beschäftigt, nun wandte er sich endgültig der Soziologie zu, weil sie in seinen Augen die interessantesten Probleme der Philosophie geerbt hatte. Während er nebenbei als Interviewer, Forschungsassistent und Berater verschiedener Forschungsprojekte arbeitete, erwarb er 1956 den Ph.D. im Hauptfach Soziologie. Nach einer vierjährigen Lehrtätigkeit am *Hobart College* in Bundestaat New York kehrte er an die *New School* zurück, wo er die Nachfolge des 1959 verstorbenen Alfred Schütz antrat.

Mit Benita, die in Freiburg bei Bergstraesser promoviert hatte, war er immer wieder nach Deutschland gereist, 1965 kehrt er nun nach Europa zurück und nahm einen Ruf an die Universität Frankfurt an. Der Dialog mit den Vertretern der Kritischen Theorie will jedoch nicht so recht zünden, und die Unbilden der Studentenunruhen treiben ihn deswegen bald an

die gerade neu gegründete Universität Konstanz. 1970 nimmt er den Ruf an die Universität Konstanz an. Dass er nicht dem gleichzeitig erfolgten Ruf an die Universität von Virginia folgt und in den USA bleibt, hängt mit seinem immer noch starken Interesse an der Interdisziplinarität zusammen, das ihn schon seit Anfang der 1960er Jahre in Kontakt mit dem in Konstanz beheimateten Kreis um »Poetik und Hermeneutik« geführt hat. In Konstanz wird er zu zumindest akademisch sesshaft, auch wenn er privat noch immer ein Wanderer zwischen den Welten bleibt: Der amerikanische Staatsbürger mit Professur in Deutschland hat einen Wohnsitz in der an Konstanz angrenzenden Schweiz, und baut für sich und seine Familie ein Blockhaus über dem Ossiacher See in Österreich mit Blick auf die slowenischen Heimatberge (die zu Baubeginn noch zum sozialistischen Jugoslawien zählen). Wenn er nicht ins Semester eingespannt ist oder den zahlreichen internationalen Einladungen zu Vorträgen folgt, verbringt er dort seine freien Zeiten mit der Familie oder beim Fliegenfischen. Dort baut er seine umfängliche Bibliothek auf, und dort, am Ossiacher See, liegt auch seine Frau begraben, die 1987 starb. Dorthin zieht es ihn auch immer häufiger mit seiner neuen Lebensgefährtin, der in Konstanz lehrenden Renate Lachmann. Mit dieser bedeutenden Slawistin führt er einen ungewöhnlichen Dialog, und sie hat ihn auch, abwechselnd mit den Töchtern, bis zu seinem Ende betreut. Am Ossiacher See ist er schließlich auch gestorben, zuhause, mit Blick auf die Karawanken, dem Gebirgszug in Slowenien.

Sein Werk ist keineswegs so unüberschaubar wie das einiger anderer großer Soziologen seiner Generation. Es enthält aber gleich mehrere Arbeiten, die schon jetzt als klassisch gelten. Das gilt für seinen religionssoziologisches Meisterwerk »Invisible Religion« von 1967, das auf einem 1963 zunächst in deutscher Sprache veröffentlichten Buch (»Zum Problem der Religion in der modernen Gesellschaft: Institution, Person und Weltanschauung«) basiert. Darin werden seine religionssoziologischen empirischen Gemeindearbeiten und seine folgenreiche und immer noch aktuelle Kritik der »Kirchensoziologie« formuliert. Es enthält überdies eine der bestechendsten »funktionalistischen« Theorien der Religion. Deswegen verwundert es nicht, dass es bis heute in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde und in allen Disziplinen rezipiert wird, die sich mit der Religion wissenschaftlich beschäftigen.

Ein klassischer Text, der eine noch weitere Verbreitung findet, ist die »Social Construction of Reality«, die er zusammen mit Peter Berger im Jahre 1966 veröffentlicht. Durch die im Jahr darauf publizierte Taschen-

buchfassung sowie die Übersetzung in mehr als zwanzig Sprachen (deutsch 1969) erreicht die »Gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit« eine weltweite Verbreitung, wie sie nur wenigen anderen soziologischen Büchern gelingt. Trotz ihrer klaren Verankerung in der soziologischen Theorie zeichnet sich das Buch durch einen eingängigen Stil aus. Es wird so zum Auslöser der »neuen« Wissenssoziologie, und es findet eine internationale Rezeption in einer Vielzahl höchst unterschiedlicher Disziplinen der Sozial-, Geistes und selbst der Natur- und Lebenswissenschaften. Auch wenn Berger wie Luckmann sich immer wieder vom »Konstruktivismus« distanzieren, mit dem das Buch zuweilen fälschlicherweise verwechselt wird, regte das Konzept der »sozialen Konstruktion« eine große Reihe wissenschaftlicher Ansätze an, die direkt und explizit darauf Bezug nehmen. Dazu gehört etwa die »Social Construction of Social Problems«, die »Social Construction of Emotions«, der »Social Constructionism« und, nicht zu vergessen, der »Neoinstitutionalismus«. Indirekt und häufig eher fehlinterpretiert wirkt das Buch auch in die »Science and Technology Studies«, die »Gender Studies« und den »Postkonstruktivismus« hinein. Nicht nur wegen der zuweilen missverständlichen, moralisierenden oder populistischen Rezeption beginnen die Autoren bald, sich von den verschiedenen, mit der »Sozialen Konstruktion« verbundenen »Ismen« zu distanzieren. Nachdem Berger Anfang der 1970er Jahre die grundlegende Differenz seines »substantialistischen« zu Luckmanns »funktionalistischen« religionssoziologischen Ansatz herausgestellt hatte, kommt ihre bis dahin so fruchtbare Zusammenarbeit ins Stocken und wird nur einmal noch durch eine Initiative von Bertelsmann wieder belebt (»Modernität, Pluralismus und Sinnkrise. Die Orientierung des modernen Menschen«, Gütersloh 1995). Luckmann wendet sich in der Folgezeit zunächst intensiv der soziologischen Erforschung der Sprache zu, der die »gesellschaftliche Konstruktion« als wichtigste »Objektivierung« des handlungsleitenden Wissens eine so große Bedeutung zuschreibt. Er veröffentlicht 1975 ein Buch über die »Sociology of Language«, und die Überarbeitung seines Artikels »Sprache« für Königs »Handbuch der empirischen Sozialforschung« läutet seine Wendung zur empirischen Untersuchung der Sprache, des Sprechens und des kommunikativen Handelns ein. Parallel zu seinen sprachsoziologischen Forschungen setzt er seine Arbeit an Schütz' »Strukturen der Lebenswelt« fort. Schütz hatte dazu eine Reihe von »Notizbüchern« verfasst, die Luckmann nun zu einem geschlossenen Text ausformuliert. Der erste Band der »Strukturen der Lebenswelt« erscheint 1973 (deutsch 1975, 1979 bei Suhrkamp als Taschen-

buch) und führt in fast kongenialer Weise die Notizbücher von Schütz fort. Diese sind im zweiten Band der »Strukturen der Lebenswelt« enthalten, der 1984 zuerst in deutscher Sprache bei Suhrkamp erscheint. Dieser zweite Band trägt sehr viel deutlicher die Spuren von Luckmanns Autorenschaft. Er selbst wird die »Strukturen der Lebenswelt« nun als grundlegende Propädeutik der Soziologie regelmäßig in der Lehre lesen. (Daraus ist dann auch seine »Theorie des sozialen Handelns« von 1992 entstanden). Damit wächst der Kreis derjenigen, die sich die »Strukturen« als grundbegriffliche »Protosozio-logie« aneignen, sei es in der wissenssoziologischen Hermeneutik Soeffners oder in der lebensweltlichen Ethnographie Honers und Hitzlers. Noch 1980 war sein Aufsatzband »Lebenswelt und Gesellschaft« erschienen (1984 in englischer Sprache), der zunächst wenig Beachtung fand. Erst im Laufe der Zeit wurde der richtungweisende Beitrag einiger dieser (viele spätere Debatten vorwegnehmenden) Aufsätze erkannt, wie etwa der des Artikels über die »Grenzen der Sozialwelt«, dessen Lektüre man dem »Posthumanismus« nahelegen möchte, des programmatischen Beitrags zur Protosozio-logie, der für ein neues Verständnis der sozialwissenschaftlicher Methodologie fruchtbar gemacht werden könnte, und des Aufsatzes über den »Mythos der Säkularisierung«, der die These der »Desäkularisierung« lange vorwegnahm.

So enorme Wellen die Bücher von Luckmann geschlagen haben, so folgenreich war seine empirische Forschung. Geradezu legendär ist das berühmte »Face-to-face«-Projekt zur »Konstitution sozialwissenschaftlicher Daten«. Auch wenn es nur in Ansätzen zur Publikation gelangte, nahm es viel von dem vorweg, was erst Jahrzehnte später etwa unter dem Titel der Multimodalität, der reflexiven Methodologie und der visuellen Analyse ausgearbeitet wurde. Auch in seinen weiteren Forschungsprojekten zeigt sich das immer stärker wachsende Interesse an der qualitativen, interpretativen Forschung. Dieses Interesse wurde von Jörg Bergmann geteilt, der ihn mit der Konversationsanalyse und dem Umgang mit »natürlichen Daten« vertraut gemacht hat. Aus diesem Interesse erwuchs das Konzept der »kommunikativen Gattungen«, das eine große Zahl an Analysen geleitet hat und noch auf die verschiedenen Methodeninnovationen ausstrahlt, die im Umfeld der (gegen seine entschiedene Weigerung zur »Schulbildung« so genannten) »Konstanzer Schule« entstanden: von der Lebensweltlichen und Fokussierten Ethnographie, der Videographie über die wissenssoziologische Hermeneutik bis zur Ethnosemantik. Wie seine in den letzten Jahren recht zahlreichen Interviews immer wieder betonen, hatte ihn vor al-

lem die Arbeit an »natürlichen« Daten aus realzeitlich aufgezeichneten Interaktionen fasziniert. Die Begeisterung für diese Empirie konnte so weit reichen, dass er ein Publikum, das von ihm abstrakt-theoretische Vorträge erwartete, mit der Analyse von Transkripten natürlicher Gespräche konfrontierte. Diese Begeisterung für den Umgang mit empirischen Daten zeigte sich auch in den »Daten-Sitzungen« – einem Format, das sich, wie Reichertz gezeigt hat, mittlerweile institutionalisiert hat.

Luckmanns Interesse für die qualitativen empirischen Daten (er hatte auch profunde Kenntnisse der quantitativen Methoden und Methodologie) hing damit zusammen, dass er die Theorie immer an den *Common Sense* rückzubinden versuchte. Dieses »Alltagswissen« war das Thema seiner erweiterten Wissenssoziologie, die sich nicht mehr nur um die »Intellektuellen« oder die Frage nach dem Wahren oder Falschen kümmerte, sondern um die soziale Wirklichkeit, die unter Leitung dieses Wissens im sozialen Handeln konstruiert wird. So sehr diese Konstruktion sozial war und damit Gegenstand einer empirisch und methodologisch reflektierten Soziologie wurde, so zielten seine wissenschaftlichen Interessen immer auch auf andere Aspekte und damit andere wissenschaftliche Disziplinen, wie etwa die Geschichtswissenschaft, die Ethnologie oder die Sprachwissenschaft. Dieser Breite des Interesses entsprach eine enorme Breite des Wissens, die sich ebenso weit über die Sozialwissenschaften hinaus bewegte und auf biologische, philosophische oder auch sehr »alltägliche« praktische Bereiche erstreckte. Breite zeichnet auch seine kulturelle Orientierung aus, die eine Klammer zwischen der deutschsprachigen und der angelsächsischen Wissenschaft bildete, indem sie die deutsche Theorieorientierung mit dem angelsächsischem Empirismus sowie Pragmatismus verschmolz.

Sind seine Schriften und Vorträge schon klassisch geworden, so entfaltete sich eine seiner herausragenden Fähigkeiten im Dialogischen: Wenn Diskussionen, Fragen und Antworten konfus zu werden drohten, konnte er auf seinen geradezu kunstvoll komplexen Tafelbildern das Wissen auf eine Weise in eine umfassende Ordnung fügen, die viele in den Bann zog. Wie ich verdanken sie ihm deswegen nicht nur kluge Ideen, sondern auch die Erfahrung einer bestechenden Klarheit, Genauigkeit und Systematik des Denkens und eine Vorstellung davon, wie die Soziologie als eine strenge Wissenschaft empirisch und theoretisch betrieben werden kann. Es ist traurig, dass er diese Dialoge nicht mehr führen wird. Die deutsche Soziologie hat einen Großen an den Tod verloren, der ihre Stimme in die Welt

führte und ihr die Stimme der Welt verlieh. Wir können dankbar sein, dass die Spuren seines Denkens in seinen Texten erhalten sind und dass sie – aus der Transzendenz des Todes – uns Forschenden, Lehrenden und Lebenden im heute so fahigen, kurzlebigen und unübersichtlichen Getriebe der Wissenschaft einen Weg zu weisen vermögen.

Hubert Knoblauch

In memoriam Thomas Olk (14. Oktober 1951 – 4. März 2016)

Mitte der 70er Jahre lernte ich Thomas Olk an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld kennen. Im Umfeld von Claus Offe entwickelte sich aus einem Seminar heraus eine »Projektgruppe Arbeitsmarktpolitik«, die rund zehn Jahre bestand und eine Vielzahl an Publikationen (unter anderem in renommierten Zeitschriften wie *Zeitschrift für Soziologie*, *Leviathan* oder *Soziale Welt*) hervorgebracht hat. Angeregt durch Claus Offe beteiligten wir uns zu dieser Zeit bereits aktiv mit Referaten auf nationalen und internationalen Kongressen und konnten dadurch schon früh Erfahrungen im akademischen Milieu sammeln. Thomas Olk studierte im Hauptfach Sozialpädagogik an der Universität Bielefeld, war damals schon eng mit Professor Hans-Uwe Otto assoziiert und konnte bereits als Studierender die Infrastruktur mit einem eigenen Büro etc. nutzen. Er arbeitete immer interdisziplinär, was damals an der Universität Bielefeld selbstverständlich war, während man heute oft Inter- und Transdisziplinarität fordert, ohne sie wirklich zu leben. Aus heutiger Sicht war die Fakultät für Soziologie ein attraktiver Studien- und Diskussionsort. Viele Studierende kamen aus anderen Universitäten und Regionen an die damals neu gegründete, renommierte Fakultät für Soziologie. Viele auswärtige Wissenschaftler hielten Gastvorlesungen und so wurden die Studierenden in ein Wissenschaftsnetzwerk eingebunden, ohne dass dies bewusst geplant gewesen wäre. Mit Thomas Olk verband mich das Interesse an Verbände- und Arbeitsmarktforschung. Hier ergab sich rasch eine Schnittstelle: die Forschung zu Wohlfahrtsverbänden, die damals aus sozialwissenschaftlicher Sicht noch in den Anfängen steckte. Angeregt durch die Diskurse zur Korporatismusforschung, übertrugen wir das theoretische Gerüst auf die Analyse der Struktur und Funktion von Wohlfahrtsverbänden und verfassten Anfang der 80er Jahre einen der später meistgelesenen Aufsätze hierzu in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS 33, Heft 1). Wir publizierten des Weiteren historisch fundierte Arbeiten zur Entstehung der Diakonie sowie aktuelle Analysen zum Formwandel und der Institutionalisierung von Wohlfahrtsverbänden im spezifisch deutschen System der Wohlfahrtsproduktion. Von der Analyse der Wohlfahrtsverbände war es nur ein kleiner Schritt zur Thematisierung des Ehrenamtes – ein Kernstück der Wohlfahrtsorganisationen, das aber schon zur damaligen Zeit von einer gewissen Erosion bedroht war und damit auch Legitimationsprobleme der Verbände mit auslöste. 2001 haben wir in dem Sammelband »Bürgerengagement in Deutschland – Bestandsaufnahme und Per-

spektiven« diesen Wandel vom »alten« (verbandsorganisierten) zum »neuen« Ehrenamt bzw. Engagement früh nachgezeichnet, den Thomas Olk anfangs gemeinsam mit Gisela Jakob erkundet hatte. Damit wurde eine wesentliche Spur für den weiteren akademischen und auch gesellschaftspolitischen Weg von Thomas Olk gelegt, der über seine Arbeit als Experte in der Enquete-Kommission »Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements« des Deutschen Bundestages, später in seiner intensiven und nachhaltigen Tätigkeit als Vorsitzender des SprecherInnen-Rates des Bundesnetzwerkes Bürgerschaftliches Engagement (BBE) mündete. Zugleich brachte sein Einsatz viele bedeutsame Publikationen zum Bürgerengagement und zur Entwicklung der Zivilgesellschaft hervor und förderte Personen – wie etwa Olaf Ebert und Birger Hartnuß, um nur zwei aus seiner langen Liste zu nennen. Seine profunden Kenntnisse und visionären Anregungen konnte er zudem hervorragend in die besondere historisch-politische Konstellation in Ostdeutschland einbringen. Seine Beiträge zur Transformationsforschung, insbesondere zur Verbändeentwicklung und zur kommunalen Sozialpolitik, oftmals in Zusammenarbeit mit Holger Backhaus-Maul, wurden viel beachtet und entfalteten Wirkungen.

Aber auch das Forschungsfeld der Sozialpädagogik und Sozialarbeit hat Thomas Olk seit Beginn seiner langjährigen Zusammenarbeit mit Hans-Uwe Otto wie auch Roland Merten geprägt. Vor allem die Dienstleistungsorientierung in personenbezogenen sozialen Diensten sowie die Frage der Partizipation in der Kinder- und Jugendhilfe waren originäre Themen, die er fast vierzig Jahren lang engagiert und sensibel gegenüber den Problemlagen bearbeitete und damit einen herausragenden Ruf in Wissenschaft und Fachpolitik erlangte. Dies gilt ebenso für die Engagementpolitik und die Schaffung einer öffentlichen Infrastruktur, die Raum für organisiertes Engagement und Selbsthilfe zur Verfügung stellt. In vielen Gesprächen spürte ich, wie sehr ihm die Engagementpolitik am Herzen lag – was auch in den entsprechenden Verwaltungen und Ministerien registriert wurde. Die enge Verkoppelung von wissenschaftlicher Analyse und interventionistischen Eingriffen prägte darüber hinaus seine Arbeit im Feld der Schulsozialarbeit (hier in enger Kooperation mit Karsten Speck) und der Neustrukturierung kommunaler Bildungslandschaften (in letzter Zeit konkret die strategische Prozessbegleitung bei lokalen Bildungsentwicklungen). Wer sich für soziale Wirkungen bildungs- und sozialpolitischer Programme interessiert, der sollte sich die Arbeiten von Thomas Olk und seinen Mitar-

beiter/-innen intensiv anschauen, denn sie setzen Maßstäbe für sozial-räumlich orientierte Wirkungsmessungen und Evaluationen.

Es ist nahezu selbstverständlich darauf hinzuweisen, dass er seine Forschungsinteressen immer im internationalen Kontext sah und sich um Kooperationen mit anderen Forschern aktiv kümmerte. Vor allem seine Kontakte zur Universität Trondheim und dem *Norwegian Centre for Child Research* sind zu nennen, wo er mehrfach auch längere Zeit verbrachte. Die internationale Sozialpolitikforschung, die in mehreren anerkannten Publikationen ihren Niederschlag fand, bezog sich auf das Thema des »investiven« Sozialstaats und hier speziell die Kinder- und Jugendhilfe sowie Fragen des *welfare mix*. Zu diesem Thema hatte er zusammen mit Adalbert Evers bereits 1996 den wegweisenden Sammelband »Wohlfahrtspluralismus« veröffentlicht.

Diese Thematik verband auch uns seit Beginn unserer Zusammenarbeit. In der Rückschau fällt mir auf, dass wir in all den Zeiten gemeinsamen Publizierens nie zusammen an einer Universität oder Forschungseinrichtung beschäftigt waren. Unsere thematische Verbundenheit und die Zeit in der Projektgruppe Arbeitsmarktpolitik mit den vielen interessanten Begegnungen und aktiven Teilnahmen an Kongressen reichten aus, um neben den hauptberuflichen Tätigkeiten wissenschaftliche Texte zu produzieren. Das lag sicher auch an den akademischen Freiheiten, die uns an den jeweiligen Universitäten (sei es zu meiner Zeit an der Universität-GH Paderborn und der Zeit von Thomas Olk an der Universität Bielefeld bzw. der Universität Oldenburg) gewährt wurden. Wenn es um die Abgabe von Publikationen ging, war schon in frühen Jahren eine Eigenschaft bei ihm erkennbar, die sich erhalten hat und zum Beispiel bei der gemeinsamen Herausgabe des »Handbuch Soziale Dienste« (erschienen 2011) wieder auffiel: seine Manuskripte kamen fast immer in letzter Minute. Es war ein Wesenszug von ihm, bis zur Deadline Entwürfe zu verbessern. Da wir uns sehr gut kannten, konnte ich es ertragen, zumal die Qualität dadurch gesteigert wurde. Für Herausgeber von Sammelbänden oder Redakteuren von wissenschaftlichen Zeitschriften war dies sicherlich nicht immer leicht zu akzeptieren. In diesen bis zuletzt bearbeiteten Texten spiegelte sich ein Charakteristikum der wissenschaftlichen Arbeiten von Thomas Olk wider: die differenzierte und fundierte Aufbereitung einer Argumentationskette, die nie ideologisch motiviert war, sondern sich an den Realitäten bzw. deren Deutungen scharfsinnig abarbeitete. So konzentriert sich seine Arbeitsweise zeigte, so offen war er dennoch immer für Studierende und Kollegen. Er kümmerte sich intensiv um seine Mitarbeiter, vorausgesetzt sie folgten

seiner fast schon akribisch zu nennenden Leidenschaft an wissenschaftlich klarer Argumentation und der Hingabe an die zu bearbeitende Thematik mit der notwendigen zeitlichen Intensität bis zum Letzten.

Später waren wir jahrelang zusammen im Vorstand der Sektion Sozialpolitik der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, obwohl durch die Übernahme meiner Professur an der Ruhr-Universität Bochum (1988) und die Berufung von Thomas Olk an die Universität Halle-Wittenberg (1993) sich die gemeinsamen Publikationen reduzierten. In den letzten Jahren haben wir darüber gesprochen, wie es gelingen kann, nach unserer Emeritierung noch einmal gemeinsam an einem Ort Publikationsplänen nachzugehen. Dieser Plan ist nun obsolet geworden, der Gedanke daran ist für mich jedoch eine schöne Erinnerung an eine langjährige Freundschaft und den produktiven, manchmal auch mühsamen Weg gemeinsamen Schreibens. Die langjährige wissenschaftliche Zusammenarbeit war nicht zuletzt deshalb so fruchtbar, weil sein Verhalten weder durch Konkurrenzdenken noch durch Eitelkeiten geprägt war. Im Gegenteil: Man konnte mit ihm auch stundenlang über – zugegebenermaßen anspruchsvolle und innovative Varianten von – Jazz und Fußball philosophieren und auch in anderen Fragen würzte er seine Argumente mit einer feinen Ironie, die allerdings nicht immer und nicht für jeden auf den ersten Blick zu erkennen war. Eine gewisse Distanz zur eigenen Arbeit wurde darin deutlich, dass ihm bewusst war, wie wenig letztlich strenges sozialwissenschaftliches Denken im gesellschaftspolitischen Raum ausrichten kann. In vielen Gesprächen reagierte er verhalten auf allzu hohe Erwartungen an die Umsetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse, was ihn aber nicht hinderte, sich entschieden für eine Sache einzusetzen und, wie man am Beispiel seiner langjährigen Tätigkeit im BBE sieht, dafür zu kämpfen.

Sein Tod bedeutet nicht nur, dass eine Brücke zwischen Theorie und Praxis eingebrochen ist, sondern er reißt eine große Lücke in eine interdisziplinär orientierte Zivilgesellschafts-, Sozialarbeits- und Sozialpolitikforschung. Die konkrete Bedeutung von Inter- und Transdisziplinarität, über die in letzter Zeit viel debattiert wird, ist in seinen Schriften nachzulesen. Thomas Olk hat diesen Ansatz auf vielen Kongressen und Veranstaltungen vorgetragen – unprätentiös und ohne professorales Gehabe.

Rolf G. Heinze

Call for Papers

Prekarisierung Unbound?

Tagung zum gegenwärtigen Stand der Prekarisierungsforschung aus interdisziplinärer Perspektive am 2. und 3. März 2017 an der Humboldt-Universität zu Berlin

Prekarisierung, Prekarität und Prekärsein bilden Schlüsselbegriffe der Zeitdiagnostik, der Gesellschafts-, Kapitalismus- und zunehmend auch der Wissenschaftskritik. Prekarisierung, Prekarität und Prekariat sind schillernde Begriffe, denn die Fragen, was genau prekär geworden ist, welche sozialen Folgen aus Prekarisierung erwachsen, wo Prekarität beginnt und aufhört und ob es ein »Prekariat« gibt, werden in sozial- und kulturwissenschaftlichen Stellungnahmen vielfältig bearbeitet: Die Deutungsangebote reichen von der These einer sozialpolitisch forcierten Prekarisierung von Erwerbsarbeit, die die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses zu Grunde hat, über die Prekarisierung von Arbeits-, Lebens- und Geschlechterverhältnissen sowie der Argumentation, das Prekariat bilde eine neue globale und gefährliche Klasse. Angesichts einer fundamentalen Ausbreitung von Unsicherheit wird gar eine Prekarisierungsgesellschaft konstatiert. Weit ist auch der Begriff des Prekärseins gefasst, womit die grundlegende Verwundbarkeit körperlich-sozialen Lebens beschrieben wird.

Zentrale Impulse der Debatte stammen von Robert Castel und Pierre Bourdieu. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist die These einer Verschärfung sozialer Ungleichheiten durch den Abbau sozialstaatlicher Leistungen, finanzmarktpolitischer Transformationen sowie der Flexibilisierung von Beschäftigungsverhältnissen. Im Anschluss an Durkheims Anomietheorie sehen Castel und Bourdieu in Prekarisierungsprozessen eine Gefahr für die soziale Kohäsion von Gesellschaften, weil Prekarisierungsprozesse politisch-kollektive und biografische Gestaltungspotentiale verhindern und auch die soziale Einbindung in soziale Netzwerke schwinde.

Aus geschlechtersozilogischer Perspektive wurde insbesondere Castels Studie Androzentrismus vorgeworfen, da Prekarisierung erst dann als relevant erscheint, wenn männliche Industriearbeit unsicher wird und somit die bereits früher schon unsicheren Beschäftigungsverhältnisse von Frauen und Migrant_innen aus dem Blick geraten. Zudem wird ein auf Erwerbsarbeit reduzierter Arbeitsbegriff fortgeschrieben, womit Ungleichheiten in der Sorge- und Hausarbeit aus dem Blick geraten. Der Deutung von Prekarisierungsprozessen als Gefahr unterstellen geschlechter- und queertheoretische Ansätze eine Logik der Immunisierung und betonen die Ambivalenzen von Prekarisierungsprozessen. Schließlich wird mit dem Prekärwerden männlicher Normalarbeit auch das männliche Ernährermodell brüchig – und damit ungleiche und einschränkende Geschlechter- und Sexualnormen. Eine Vervielfältigung von Lebens- und Familienformen zeichnet sich ab (Alleinerziehende, Familienernährerinnen, sogenannte Regenbogenfamilien etc.). Empirische Studien zu sozialen Netzwerken verweisen auf eine Restrukturierung, jedoch keine Auflösung sozialer Netzwerke. Postoperaistische Ansätze und ihnen nahe stehende globale Protestbewegungen hinterfragen die These eines Brüchigwerdens von Handlungsfähigkeit und betonen mit Begriffen wie der Multitude und der Sorgegemeinschaft Möglichkeiten des Entstehens von alternativen Formen von Arbeit und Leben sowie neuen kollektiven Räumen. Wie kann darüber hinaus die Anschlussfähigkeiten repressiver Protestbewegungen, wie etwa PEGIDA, prekarisierungstheoretisch gedeutet werden?

Auch Medien sind zentrale Orte der Produktion von Deutungen des Prekären. In fiktionalen wie nonfiktionalen Medienangeboten werden Deutungsmuster und Repräsentationen des Prekären (re-)produziert und ausgehandelt. Lifestyle TV-Formate stellen häufig prekäre Lebenswelten ins Zentrum, die eine moralische Bewertung erfahren und in denen sich neue vergeschlechtlichten Bedeutungen von Klasse rekonstruieren lassen. Zudem finden sowohl in gegenwärtigen Medienberichterstattungen, TV- und Internetserien sowie im politischen Theater Themen wie Flucht, Armut und Obdachlosigkeit eine große Aufmerksamkeit, wobei gerade in letzterem häufig subjektive Erfahrungen den Ausgangspunkt bilden. Digitale Medien und soziale Netzwerke ermöglichen alternative Öffentlichkeiten der Aushandlung und des Protests.

Entwicklungspolitische und regionalwissenschaftliche Initiativen hinterfragen den Fokus der Prekarisierungsdebatte auf den Globalen Norden und zeigen, dass gerade im Ländervergleich die Gleichzeitigkeiten von Pre-

karisierungs- und Formalisierungsprozessen berücksichtigt werden müssen. In postkolonialen Ansätzen werden die These einer umfassenden Prekarisierung in Ländern des globalen Norden kritisch diskutiert und Überlegungen zum Vergleich von Prekarität und Subalternität angestellt. Grenzregime, Fluchtdynamiken und (Post-)Migration im globalen Norden konfrontieren die Prekarisierungsforschung schließlich mit Fragen der Teilhabe, Zugehörigkeit und Staatsbürgerschaftskonzepten und fordern ihre häufig eurozentrische Orientierung heraus.

Prekarisierungsprozesse lassen sich auch auf einer epistemologischen und ontologischen Ebene verorten, da die umfassenden Entsicherungsprozesse auch die sozial- und kulturwissenschaftlichen Instrumente zur Wahrnehmung und Beschreibung von Welt herausfordern – sind diese doch noch häufig in einem fordistischen und eurozentrischen Vokabular gefasst. Intensiv wird diskutiert, wie postsouveräne Handlungs- und Anerkennungsverhältnisse formuliert werden können, die nicht von autonomen Subjekten ausgehen, sondern das grundlegende Prekär- und Verwiesensein auf andere zur Grundlage nehmen. Wie kann das prekäre Soziale beschrieben werden?

Die Tagung möchte möglichst breit aktuelle Forschungen im Themenfeld »Prekarisierung« versammeln. Erwünscht sind theoretische und/oder empirische – qualitative und/oder quantitative – Beiträge aus verschiedenen Disziplinen. Zu den Themenbereichen, die in verschiedenen Panels behandelt werden sollen (die aber auch um weitere anschlussfähige Themen ergänzt werden können), gehören:

1. Prekarisierung und Soziale Ungleichheiten
2. Theorien der Prekarisierung
3. Prekarisierung von Arbeit
4. Prekarisierung von Geschlecht, von Lebens- und Familienformen
5. Repräsentation des Prekären in Medien und Protestformen
6. Prekäre Gemeinschaften – neue Kollektive?

Eine ausführliche Erläuterung dieser Themenbereiche finden Sie unter www.sozioologie.de/uploads/media/16-04_CfP_Prekarisierung_unbound.pdf. Bitte senden Sie Ihr Abstract (maximal eine Seite) bis **15. September 2016** an alle vier Organisator_innen:

Dr. Mona Motakef, E-Mail: mona.motakef@sowi.hu-berlin.de

Prof. Dr. Christine Wimbauer, E-Mail: christine.wimbauer@sowi.hu-berlin.de

Prof. Dr. Johannes Giesecke, E-Mail: johannes.giesecke@hu-berlin.de

Dr. Gabi Jähnert, E-Mail: gabi.jaehnert@gender.hu-berlin.de

Tagungen

Research into Europeanization Conference: European Encounters, Politics, and Higher Education

Interdisciplinary conference at the Europa-Universität Flensburg, 28 and 29 October 2016

The Europeanization of higher education has taken on momentum: higher education researchers, university staff, and students, are part of a new depth and acceleration of formal Europeanization processes, such as the Bologna reform. Europeanization is understood here as a politically induced process of institutional change deeply influencing the shape of society. Specifically in the context of European higher education, we emphasize the notion of »Europeanization from below« (Eigmüller 2013) – a notion focusing on perceptions, attitudes and interactions of citizens, in general, and of agents in higher education settings, in particular.

During the last decade social scientists have paid intense attention to the relationship between actions of the European Union and position-takings by individuals such as transnational activity, support for the EU and, in general, the emergence of a European identity. It is still an open question what kinds of influences trigger what kinds of European thinking. This is due to the fact that research, so far, has mainly focused on border crossing activities and has thus reduced European experiences to cross-border interactions.

This conference will shed light on the question of how the emerging European educational area influences the perception of Europe and its citizens in manifold contexts of higher education.

Thus, conference contributions may center both on the political process of Europeanization of Higher Education (macro level) and on the experiences and perceptions of individuals and groups following these processes at large (micro level). Aspects and fields of interest relevant to the

upcoming conference on the Europeanization of higher education might include, inter alia:

- Europeanization of research traditions and curricula,
- English as a European lingua franca and as the language of education,
- Social and international inequalities and asymmetries in the classroom,
- Intercultural student and faculty encounters, perceptions/stereotyping of the other, and sociopolitical discourses on internationalization and Europe,
- The impact of internationalization on different European rating and ranking systems as well as publishing traditions, and,
- Student and faculty mobility.

Conference language is English. For further information please contact the organizers at europeanization@uni-flensburg.de. We look forward to seeing you in Flensburg.

Monika Eigmüller, Klarissa Lueg, Sören Carlson
Conference coordinators

Peter Bescherer, Dietmar Wetzel
Öffentlicher Raum braucht öffentliche Soziologie

Der Aufsatz bezieht Erfahrungen aus einem laufenden Forschungsprojekt zu urbaner Sicherheit auf die von Michael Burawoy konzipierte Unterscheidung verschiedener Spielarten der Soziologie (professionell, kritisch, anwendungsorientiert, öffentlich). Insbesondere wird die Annahme diskutiert, dass ein innerer Zusammenhang zwischen Forschungen zu öffentlichem Raum und dem Engagement für öffentliche Soziologie besteht.

On the basis of experiences in an ongoing research project on urban (in)security, the article scrutinizes the four types of sociological knowledge distinguished by Michael Burawoy (professional, critical, policy, and public). The authors start by claiming an inner connection between urban public space and public sociology. However, this thesis must face issues in practical implementation of public sociology as well as theoretical shortages of the public space concept.

Jan-Felix Schrape
Soziologie als ›Marke‹

Dieser Artikel diskutiert die Identität der Soziologie als ›Dachmarke‹ zahlreicher Forschungsfelder entlang ausgewählter Stellungnahmen von Auguste Comte, Norbert Elias, Niklas Luhmann, Jürgen Habermas und Renate Mayntz. Dabei zeigt sich, dass die selbstgestellte Aufgabe der Soziologie seit jeher weniger in der Kommentierung tagesaktueller Ereignisse, sondern vielmehr in der Beobachtung langfristiger gesellschaftlicher Entwicklungen und der Entzauberung von Beschreibungsmythen besteht. Gleichwohl kann die Soziologie auf eine disziplinübergreifende Professionalisierung ihrer Öffentlichkeitsarbeit nicht verzichten.

This article discusses the ›brand identity‹ of Sociology as an academic discipline based on statements by Norbert Elias, Niklas Luhmann, Jürgen Habermas, Renate Mayntz and Auguste Comte. The investigations lead to the conclusion that sociological research significantly contributes to more adequate and differentiated descriptions of social reality but that the academic discipline in these parts often seems to be unable to convey its sustainable benefits to society.

Ivo Windrich

Mathematikkenntnisse von Soziologiestudierenden

Ein Test zur Prüfung basaler Mathematikkenntnisse wurde in mehrere Erhebungen in Bern, München und Leipzig im Zeitraum zwischen 1999 und 2015 durchgeführt. Geprüft wurden Studierende der Soziologie zu Beginn des Studiums. Inhalt und Durchführung der Testungen werden knapp erläutert. Anschließend werden die Ergebnisse empirisch ausgewertet. Unterschiede nach Erhebungsort und -zeitpunkt werden dargestellt und Einflüsse des Bundeslandes der Abiturprüfung, der mathematischen Vorbildung, der sozialen Herkunft und des Geschlechts auf die Mathematikfähigkeiten werden diskutiert. Außerdem wird ein deutlicher Zusammenhang der Selbsteinschätzung der Mathematikfähigkeiten auf die tatsächliche Leistung nachgewiesen.

In several surveys in Bern, Munich and Leipzig between 1999 and 2015 basal mathematical skills were carried out. Tested were students of sociology at the beginning of the course. The content and the implementation of the tests are explained. Afterwards the results are empirically evaluated. Differences by location of the survey and the point of time are presented and influences of the state of the *Abitur*, the mathematical education, social background and gender on the math skills are discussed. In addition, a clear link to the self-assessment of math skills to the actual performance is demonstrated.

Bitte berücksichtigen Sie bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung. Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

Fußnoten nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

Literaturhinweise im Text durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17).

Bei *zwei AutorInnen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr AutorInnen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

Mehrere Titel pro AutorIn und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

Literaturliste am Schluss des Manuskriptes: Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je AutorIn nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren AutorInnen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

Bücher: Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

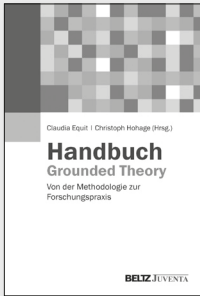
Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Im Literaturverwaltungsprogramm **Citavi** können Sie unseren **Zitationsstil** »Soziologie – Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie« nutzen.

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .doc oder .docx **per e-mail** an die Redaktion der Soziologie.

Für **Sektionsberichte** beachten Sie bitte, dass einzelne Tagungsberichte 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollten. Für Jahresberichte stehen max. 15.000 Zeichen zur Verfügung.



Claudia Equit / Christoph Hohage (Hrsg.)

Handbuch Grounded Theory

Von der Methodologie zur Forschungspraxis

2016, 512 Seiten, Hardcover, € 39,95 (44-3296)

Das Handbuch leistet eine fundierte Einführung in die Grundlagen und Varianten der Grounded Theory. Der Band vermittelt Grundlagenwissen für eine gelingende Forschungspraxis, diskutiert Desiderata, stellt anwendungsbezogene Schlüsselkonzepte vor und skizziert Optionen des konstruktiven Zusammenwirkens der Grounded Theory mit alternativen Forschungsprogrammen.



Susanne Vogl

Interviews mit Kindern führen

Eine praxisorientierte Einführung

Grundlagentexte Methoden, 2015, 140 Seiten, broschiert,
€ 14,95 (44-3304); Auch als **E-Book** erhältlich

Aus multidisziplinärer Perspektive werden in dem Buch verbale, kognitive und interaktive Fähigkeiten von Kindern in ihrer Entwicklung umrissen, methodologische Hintergründe von Befragungen vorgestellt und Implikationen für den Einsatz von Interviews und Gruppendiskussionen bei Kindern aufgezeigt.



Thomas Spiegler

Erfolgreiche Bildungsaufstiege

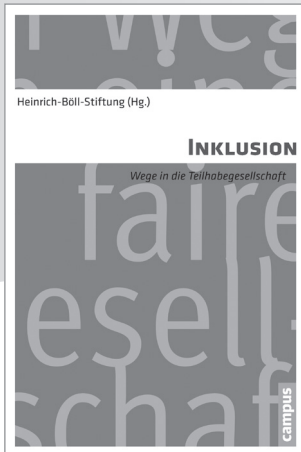
Ressourcen und Bedingungen

2015, 366 Seiten, broschiert, € 39,95 (44-3316)

Auch als **E-Book** erhältlich

Dicht am Datenmaterial wird ein Erklärungsmodell entwickelt, das in Aufstiegsressourcen und Aufstiegsbedingungen unterscheidet. Damit ist es möglich, die Beziehungen zwischen dem Herkunftsfeld, den aufstiegsfördernden Faktoren und dem bildungsbiografischen Verlauf transparent zu machen.

Ein neuer Leitbegriff der Sozialen



Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.)

Inklusion

Wege in die Teilhabegesellschaft

2015. 467 Seiten. € 34,90

ISBN 978-3-593-50462-9

Dieses Buch stellt die vielen Felder der Inklusion vor – von der Bildung, der Wirtschaft, der Migration und der Sozialpolitik bis zum Städtebau und zu Geschlechterfragen. Es erklärt die Vorzüge einer inklusiven Politik, ihre Schwierigkeiten, Chancen und Hindernisse.

Mit Beiträgen von Hubertus Buchstein, Heinz Bude, Robin Celikates, Rainer Forst, Axel Honneth, Martin Kronauer, Martina Löw, Frank Nullmeier, Markus Schroer, Peter Siller, Mark Terkessidis, Berthold Vogel, Gökce Yurdakul und anderen.



campus.de

campus

Frankfurt. New York

Ein einmaliger Einblick in das Leben frommer Muslime



Susanne Schröter
**»Gott näher als der
eigenen Halsschlagader«**
Fromme Muslime in Deutschland

2016. 402 Seiten. € 34,95
ISBN 978-3-593-50542-8

Fromme Muslime, so steht es in einem Koranvers, sind »Gott näher als der eigenen Halsschlagader«. Sie widmen sich in besonderem Maß ihrer Religion, verstehen das Diesseits nur als Übergangsstadium zum ewigen Leben im Paradies und versuchen die Gebote Gottes im Alltag einzuhalten. Über dieses konservative Segment des deutschen Islams, das oft als fundamentalistisch eingestuft wird, existiert nahezu kein verlässliches Wissen. Susanne Schröter hat drei Jahre lang in Wiesbadener Moscheegemeinschaften geforscht und gibt in diesem Buch einen einmaligen Einblick in das Leben und die Gedankenwelten streng gläubiger Muslime. Darüber hinaus zeigt sie, mit welchen Programmen eine ganz normale deutsche Stadt sich seit Jahrzehnten um Integration bemüht.

Aktuelle Neuerscheinung



Egon Becker
Keine Gesellschaft ohne Natur
Beiträge zur Entwicklung
einer Sozialen Ökologie

2016. 509 Seiten. € 39,95
ISBN 978-3-593-50555-8

Die Beziehungen zwischen Menschen mit unterschiedlichen Interessen und Bedürfnissen, technisierten Gesellschaften und der Natur bilden einen globalen Krisenzusammenhang. Was zeichnet diese Bedürfnisse aus und warum haben sich die Verhältnisse weltweit so verändert, dass inzwischen von einer neuen geologischen Epoche gesprochen wird, dem Anthropozän? Der Autor fragt, wie die Wissenschaft ihre Erkenntnisblockaden überwinden kann, um die krisenhaften Beziehungen zu begreifen und praktisch gestalten zu können. Aus dieser Perspektive skizziert er einen Weg in ein neues transdisziplinäres Forschungsfeld – und begründet darin das Programm einer Sozialen Ökologie als kritischer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen.



campus.de

campus

Frankfurt. New York